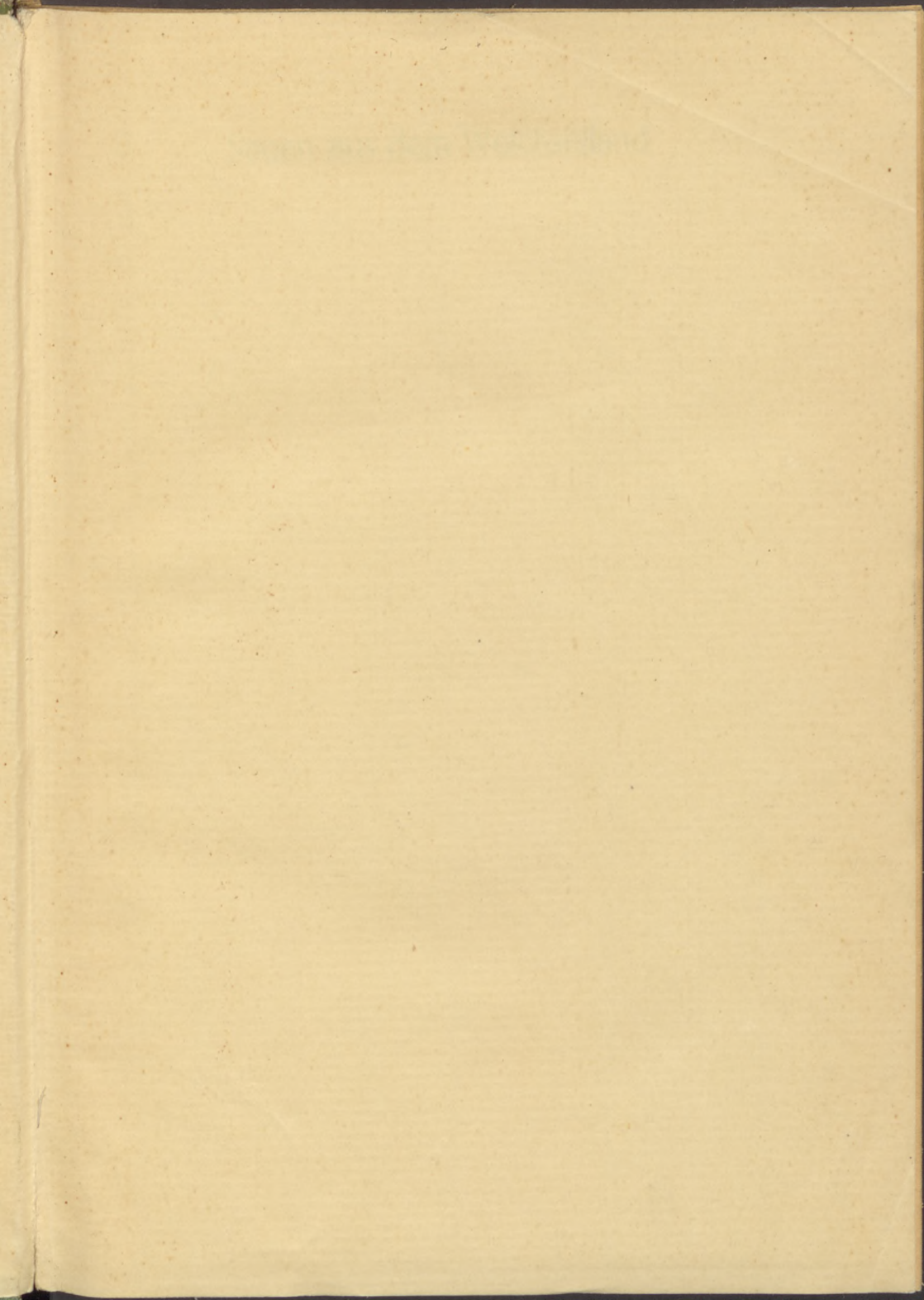
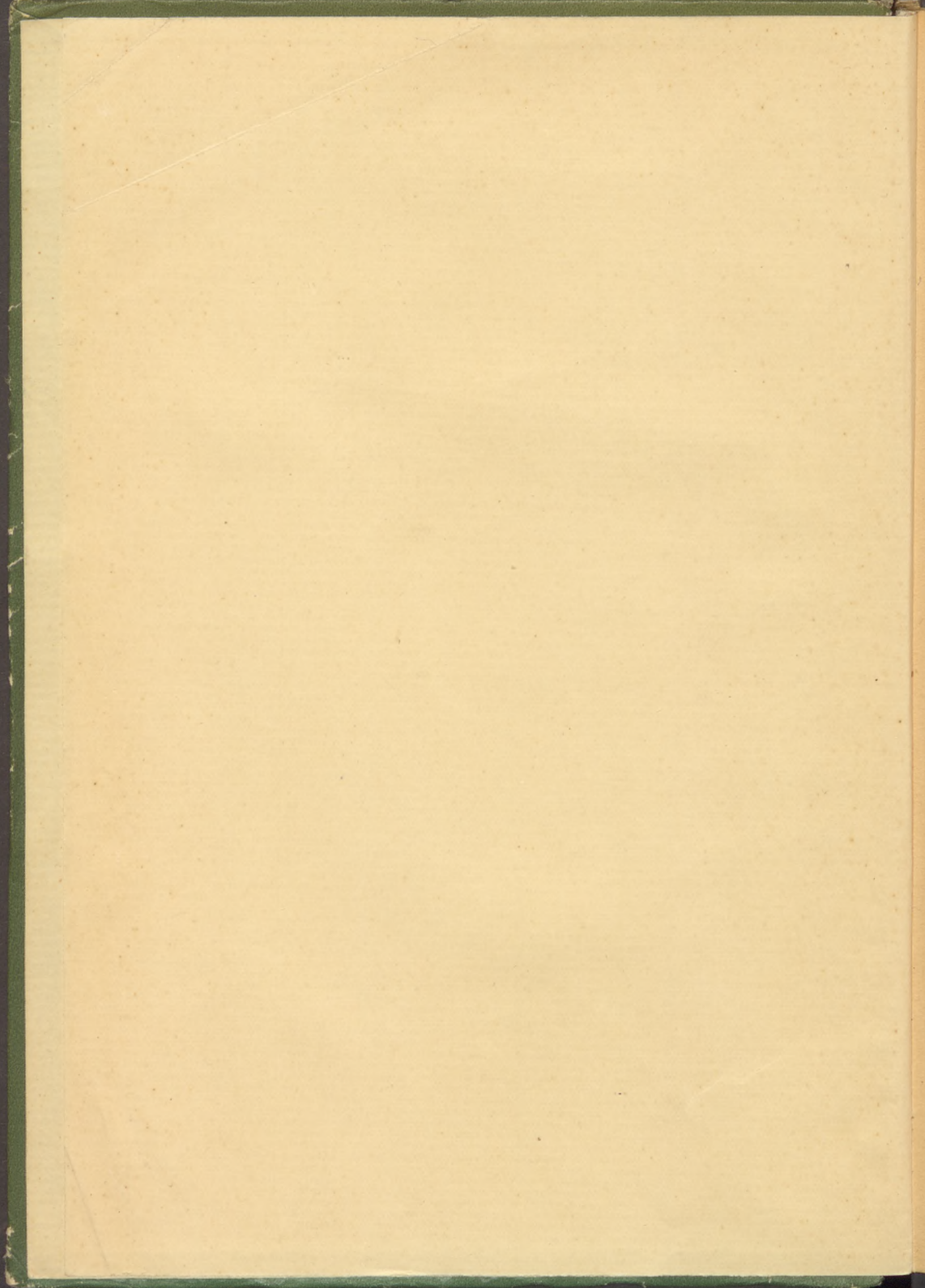


SÄGEN
AUS DEM
WEICHSELLAND

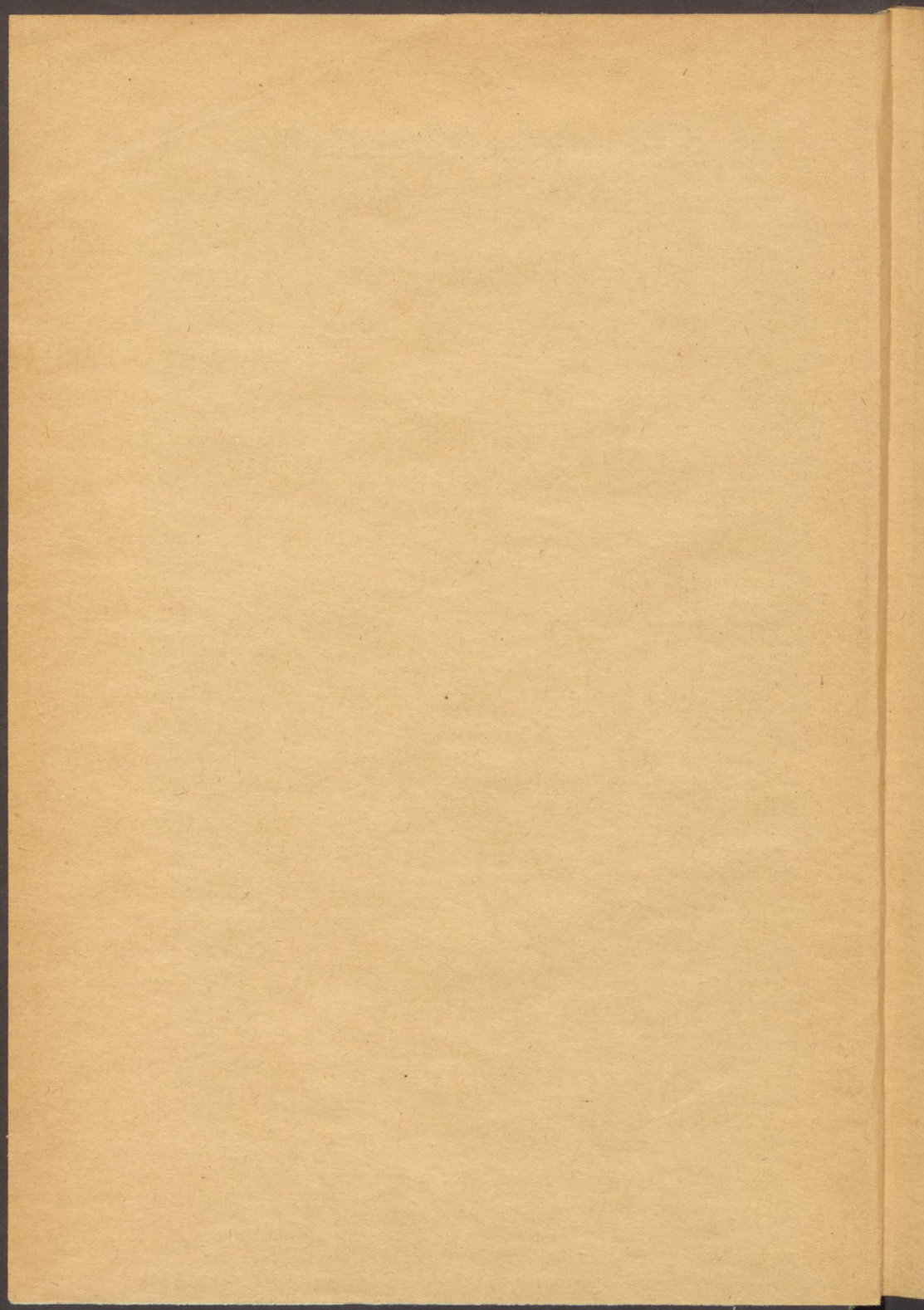


3.-





Sagen aus dem Weichselland



Sagen aus dem Weichselland

von

Otto Müller



Verlag A. W. Kafemann, Danzig



U. D. P. 2385/1945



1942.2224

Einbandzeichnung und Bilder von Curt Ziesmer

Alle Rechte vorbehalten

1942

Druck A. W. Kafemann, Danzig

[Bm 262:9]

Riesen und Hünen im Lande der Wissela

Viele hundert Jahre vor der Zeitenwende war es. Da strömten in das Land der Wissela ¹⁾ und in das Land des Ilfing ²⁾ neue Völkerstämme. Aus Skandinavien, Jütland und Holstein kamen sie. Mißernten über Mißernten hatte es dort gegeben. Und als Volk und Vieh ans Hungern kamen, da lud man eines Tages Hab und Gut auf, um neue Heimstätten zu suchen.

Jahrhundert um Jahrhundert wogten nun vom Westen her die Wanderzüge zur Wissela. Die ersten Völkernamen tauchen auf. Die Bastarnen und Skirren stießen um 300 v. Ztw. nach Süden über die Netze vor. Die Burgunder und Vandalen kamen und dann die Goten unter ihrem König Berig, die das Weichselland Gothiskandza, d. h. Gothenland, nannten.

Es waren große und stattliche Menschen, die sich an den Haffen und Buchten der Wissela und des Ilfing niederließen. Die Völker aber, die unterworfen wurden und die rundum wohnten oder auf Handelswegen die Männer des Nordens kennenlernten, sprachen von ihnen als von den Riesen und Hünen. — —

Und die Sage steht auf und weiß von diesen fernen Dingen auf ihre eigene Art zu erzählen.

¹⁾ Weichsel. ²⁾ Elbingfluß.

Haffo und Tiege.

Haffo kam ins Land, ein Riese und kühner Räuber zugleich. Unten im Inselfand der Weichsel nahm er Wohnsitz. Sein Nachbar war ein reicher Stammesfürst, dem viele Fischer, Jäger und Ackersleute Gefolgschaft geschworen hatten. Sein kostbarster Schatz aber war seine wunderschöne Tochter, Tiege geheißen, die er jedem Freier bisher noch verweigert hatte.

Als Haffo ihr helles Haar zum erstenmal gesehen hatte, da blühte ihm das Inselfand zur Heimat auf. Was scherte ihn ihres Vaters kleinliche, eigennützige Liebe. Er wollte sich das Weib schon gewinnen!

Eines Tages nun war Tiege zu einem nahen Quell gegangen, um Wasser zu schöpfen. Sie hatte bereits den Tonkrug gefüllt und ihn kraftvoll auf die Schulter gehoben, als Haffo, der von der Jagd heimkehrte, sie erspähte. Ihm galt's, die Eilende einzuholen.

Als Tiege das gewahr wurde, wandte sie sich erschrocken zur Flucht. In ihrer Not und Angst lief sie kreuz und quer durch das Gehölz und achtete gar nicht des Kruges, aus dem das Wasser nur so herausfloß. So kam sie ans Haff, als ihr der unheimliche Riese bereits auf den Fersen saß.

Um nichts stockte ihr flüchtender Fuß. Sie stürzte sich in die Fluten des Haffs, lieber den Tod zu finden, als sich der Schande preiszugeben. Der ungetüme Riese

aber sprang ihr nach und fand im Haffwasser ein unrühmliches Ende. Liege aber wurde von einem Fischer, der zur selben Stunde im Haff seine Reusen lichtete, gerettet.

Dort, wo die tugendhafte Liege in ihrer Angst den Weg gesucht und das Wasser des Kruges vergossen hatte, floß fortan ein kleiner Fluß. Er wurde von den Leuten Liege genannt. Das Wasser aber, in dem Haffo zu Tode gekommen war und in das die Liege nun so friedlich floß, wurde das Haff genannt.

So sind sie am Ende doch noch zueinander gekommen:

Liege und Haffo!

Die beiden Haffriesen.

In fernen Zeiten wohnten an dem schmalen Haff des baltischen Meeres zwei Brüder. Riesen waren beide und beide so groß, daß sie bequem das Frische Haff durchwaten konnten.

Der ältere Bruder wohnte in dem Wiecker Forst zwischen dem heutigen Tolkemit und Frauenburg, während der jüngere Bruder sich auf der anderen Seite des Haffs niedergelassen hatte, dort, wo heute die Dörfer Bogelsang, Pröbbernau und Kahlberg auf der Frischen Nehrung liegen. Die beiden Riesen mußten nun oft genug Bäume fällen, hatten aber gemeinsam nur eine Art; eine mächtige Steinart war's.

Brauchte der Wieckriese sie, dann rief er übers Haff: „Heda, Bruder, wirf einmal die Steinart herüber!“ Und alsogleich kam übers Haff die Art gesauft. Brauchte der Mehrunger sie, so rief er hinüber: „Du da im Wiecker Forst, die Steinart!“ Und flugs warf dieser sie ihm über das Haff zu.

Eines Tages gerieten beide Brüder um der Art willen in Streit. Der Wieckriese wollte sie haben, der Mehrunger sie aber nicht hergeben. Ein Wort gab das andere. Hochauf schäumte da die Wut des Wieckriesen, und er ergriff einen gewaltigen Felsblock, um den Bruder durch einen Steinwurf zu töten. Der Stein entglitt aber der zornzitternden Hand und fiel in der Nähe des Ufers ins Haff.

Der Mehrunger Riese aber, als er sah, was sein Bruder gewollt, warf die Steinart nunmehr dem Wieckriesen zu, aber mit solcher Wucht und Wut, daß sie ihn tödlich an der Stirn traf. Sein Blut ergoß sich über einen großen Teil des Wiecker Forstes und düngte ihn so gut, daß noch heute daselbst die Blaubeeren in Mengen wachsen.

Der Mehrunger Riese wurde fortan seines Lebens nicht mehr froh, und so stürzte er sich voller Verzweiflung ins Meer und ertrank. Sein Leichnam verpestet heute noch zuweilen die See, so daß gelegentlich in See und Haff viele Fische sterben.

Der Stein aber, der damals ins Haff fiel, ragt jetzt noch weit aus dem Wasser heraus. Fischer und Schiffer fürchten ihn; denn es soll in seiner Nähe nicht geheuer

sein. Wenn der Sturmwind über das Haff jöhlt und die Wasser sich zischend und aufbäumend gegen ihn wehren, dann vermag man gar noch das Schelten der beiden Brüder von hüben nach drüben hören.

Das Riesenfräulein von Orhöft.

Vor uralten Zeiten stand auf den Höhen von Orhöft eine stattliche Ritterburg. Riesen bewohnten die weiten Hallen der Burg. Aber das Geschlecht der Riesen war im Aussterben begriffen; einer nach dem anderen ging dahin, ohne Söhne und Töchter zu hinterlassen. Die letzte des Riesengeschlechts war ein junges Weib. Das war nicht nur schön und stattlich, nein, man rühmte der stolzen Frau auch Riesenkräfte nach. Sie hatte sich geschworen, nur dem Manne anzugehören, der sie im Wettkampf besiegen würde.

Nun wohnte zu denselben Zeiten auf der Orhöfter Rämpe ein junger, stattlicher Fischer, der dem Riesenfräulein in inniger Liebe zugetan war. Wenn Wind und Wetter ihn auf seinen Fangfahrten angingen, wenn Kälte und Nässe in seinen Segeln hingen, was machte es ihm schon aus! Von seinem Wagemut und seiner Kraft wurde oft in den Hütten und an den Herdstätten gesprochen. Warum sollte er den Wettkampf mit dem stolzen Burgfräulein nicht wagen?

Ein Steinwurf von der Orhöfter Höhe aus sollte entscheiden. Der Fischer nahm einen großen Stein von der Erde auf und warf ihn weit — weit ins Tal hinab.

Nun kam die Reihe an das Riesenfräulein. Sie schleuderte ihren Stein, der weit größer war als der des Fischers, noch einige Schritte weiter.

Das war arg für den Fischer. Er hat es nimmer überwinden können, das mit dem Steinwurf, und auch mit seiner Liebe zu dem Riesenfräulein kam er nicht mehr zurecht. So hat er sich eines Tages aufgemacht und ist übers Meer davongefahren.

Viele, viele hundert Jahre später lagen die beiden Steine immer noch dort. Mannshoch ragten sie aus der Erde empor. Die Leute aber, die dort nun wohnten, nannten die beiden Steine Adam und Eva.

Die Vandsburger Sandhügel.

In der Nähe von Vandsburg stand in alten Zeiten eine feste Burg, in der ein tapferes Riesengeschlecht hauste.

Einmal ging ein Riesenfräulein dieser Burg ins Tal hinab, um auf den Wiesen Blumen für einen Kranz zu pflücken. Hierbei gewahrte es am Wiesenrande prächtigen weißen Sand. Rasch breitete das Riesenfräulein seine Schürze aus und scharrte soviel Sand hinein, wie es nur zu tragen vermochte. Vergnügt stieg das Mädchen wieder zu des Vaters Burg empor. Plötzlich hörte es fröhliche Musik im Tale. Die Tanzlust regte sich in ihm, und lustig hüpfte es nach der Tanzweise im Kreis herum. Als es sich so wirbelnd drehte, riß plötzlich

das Schürzenband, und der weiße Sand flog rundherum zu einem Ball zusammen, der dort heute noch in der Nähe der Küddow zu sehen ist.

Der Kenneberg.

Vor vielen hundert Jahren hauste in den Wäldern von Oliva ein Riese, der allenthalben Furcht erregte. Eines Tages kamen daselbst zwei Wandergesellen durch den Wald. Sie wurden vom Riesen überfallen und ausgeplündert. Als er sie nun gar töten wollte, baten sie ihn flehentlich um ihr Leben. Da lachte der Riese: „Wohl an, ihr sollt um euer Leben rennen. Schaut diesen Berg, kommt ihr früher hinauf als ich, so will ich euch am Leben lassen!“ Das ließen sich die Wandergesellen nicht zweimal sagen, sondern liefen, so schnell sie nur konnten, den steilen Berg hinauf. Der Riese meinte, er brauche nicht so sehr zu eilen, er käme immer noch vor den beiden dort oben an. Als er sich dann endlich aufmachte, da ging's so geschwind wie der Wind, und nun fehlte nur noch wenig, und die beiden waren eingeholt. Da faßte der eine der Gesellen sich ein Herz, packte den ersten besten großen Stein und warf ihn mit voller Wucht dem Riesen entgegen. Dieser strauchelte und stürzte zu Boden. Sogleich fielen die beiden Wandergesellen über ihn her und machten ihm den Garaus. Der Berg aber daselbst heißt heute noch der Kenneberg.

De Fingersteen von Odargau.

Dat es en de ollen Tieden gewesen. Dor häwen noch de Riesen hier em Land gewohnt. Eenet Dags nun kamen von wiet her nieje Lied en dat Land getrocke on häwe bie Barnowik een grotet Hus tum Singe on Beede oppgebut.

Dor häwt eener von de Riese enen ganz groten Steen genohme, om dat Hus entoschmieten. Dwer de Steen es ähm ut de Hand geglipst on dicht bie Odargau dolgefallen, wo he hiet noch liggen deiht. De fief Fingersch ower von dem Riesen häwen sich so deep en dem Steen engedrect, dat de Afdruck hiet noch good to sehne es.

An den Grabstätten der Hünen und Heiden

Uralt sind die Heiden- und Hünengräber in der Tucheler Heide und im Karthäuser Land. Heute vermag man sie zu zählen, so gering ist ihre Zahl geworden. Der Pflug des Landmannes hat sie ungewollt zerstört und die Steine der Grabstätten dem lebenden Menschen dienstbar gemacht. Wo sie aber noch in der uralten Ordnung stehen, da bilden sie wohlgeformte Kreise oder auch rechtgerichtete Vierecke. Dort, wo das Schwarzwasser durch die dunklen Wälder bei Odri seinen Weg nimmt, hat man viele solcher Steinkreise gefunden. Märchen und Sagen aber raunen und reden von diesen alten Stätten besonders geheimnisvoll.

Das Hünengrab zu Odri.

Im stillen Wald zu Odri liegt ein einsames Hünengrab. Dort schläft einer der Riesenkönige der Tucheler Heide den ewigen Schlaf. Er schläft? Nein, er wacht und wartet in seinem großen Bernsteinsarg, in den man ihn sorglich gebettet hat, wacht und wartet auf den Tag, da wieder Riesenkönige im Lande wohnen werden.

Einst legte sich ein Hirte auf den Hügel des Königsgrabes zum Schlafe nieder. Als er aufwachte, war er nicht wenig erstaunt, gute hundert Schritte von dem Grabhügel entfernt zu liegen. Er zog seine Mütze, grüßte das Grab ehrfurchtsvoll und trieb seine Herde heim.

Ein andermal hatte sich wieder daselbst auf dem Königsgrab ein Hirte zum Schlafen niedergelegt. Da sah er seine Pferde und Rinder unruhig werden; er kam aber vom Grabhügel nicht los, um dem Vieh zu helfen. In seiner Not versprach er dem König, nie wieder das Grab zu berühren. Da erwachte er wie aus einem tiefen Traum, lief nach Hause, woselbst er Pferde und Rinder wohlbehalten in den Ställen vorfand.

Die Tanzsteine bei Bergelau.

Lange, lange vor der Zeitenwende wohnte in unserer Heimat ein Riesengeschlecht — auch in der Umgegend von Bergelau, im Kreise Flatow.

Es kam eine Zeit, da vergaßen die Riesen von Bergelau ihre alten Sitten und Bräuche, vergaßen auch

die Götter ihrer Heimat. Unfinnigen Tänzen gaben sie sich hin und üppigen Trinkgelagen. Das taten sie besonders an den Tagen, die ihrer Gottheit hehr und heilig waren.

Schuld und Schicksal warfen ihre dunklen Schatten über Bergelau.

Wieder kam ein Tag, an dem es doll und voll herging. Da wurden sie mitten in ihren wilden Tanzweisen allesamt in Stein verwandelt. Lange Jahrhunderte noch sah man den Kreis der Steine dort bei Bergelau stehen.

Am Opferstein von Saskoschin.

Hart am Saskoschiner Forst, dessen schöner, hoher Steinberg als alte germanische Kultstätte erkannt ist, liegt unweit des Roten Fließes ein mächtiger Findling. Ein sagenumrankter Opferstein ist es, und den gemeinen Mann nimmt es weiter nicht Wunder, wenn es dort in den hellen Mondscheinnächten spukt und umgeht.

Einmal ging in solch einer hellen Nacht ein Schäfer aus Rotfließ daselbst vorbei. Plötzlich schreckte ihn ein eigenartiger Schrei, und alsogleich fiel ihm der große Sagenstein ein. Er ging dem Schrei nach; denn er war beherzt, stand aber doch wie angewurzelt ob der Dinge, die er nunmehr sah.

Viele Männer und Frauen in sagenferner Tracht und Kleidung hatten sich dort um den Opferstein geschart. Schilder und Schwerter schlugen zusammen. Ein

seltsamer stummer Reihen großer, schlanker Mädchen schritt um den Stein. Ein blumengeschmückter junger Stier wurde herbeigeführt, und alsbald floß sein rauchendes Blut über den Stein hinab zum Roten Fließ.

Die Goten hielten ihr Opferfest.

Der Schäfer aber nahm in tiefer Andacht seine Mütze ab. Als er noch näher treten wollte, schrie eine Gule klagend auf. Jäh war der ganze Spuk wie weggefegt, nur der Findling lag drohend im Mondlicht da. Ein Schauer überlief den Schäfer nun doch, und seltsam berührt, wie nie in seinem Leben vorher und nachher, verließ er die heilige Opferstätte.



Die Undererdschkes am Werk

Gold und Silber, Schmucksteine und Edelsteine: das haben die Menschen fernster Tage schon gern gemocht. Was müssen das doch für feine Finger gewesen sein, die in uralten Zeiten solche zierlichen Schleifen- und Eidringe, solche schmucken Armbänder und Halskragen, solche wohlgeformten Spangen und Anhänger herzustellen vermochten. Wieviele Schätze nun gar mag die Erde dort in Horten und Hügeln, in Urnen und Gräbern heute noch bergen! Wie schön wär es doch, auch einmal so eine goldene Prachtfibel zu finden!

Da meldet sich mit feinem Lächeln die Sage: „Komm mit mir, ich weiß, wer dort unten die heiligen Horte hütet, ich weiß um das Getue und Gehabe der Undererdschkes — so hießen die Unterirdischen und die Zwerge deiner Heimat —, ich weiß von ihnen mancherlei zu melden.“

Die „Undererdsches“ und die Ostseefischer.

In frühen, frühen Zeiten wohnte an unserm Ostsee-
strand ein fröhliches Volk von Zwergen. Sie waren
flink und behende. Kaum hatte man sie erblickt, husch
— weg waren sie! Unter Steinen und Stubben, in den
Uferlöchern der Küstenflüsse und im hohen Dünengras
verschwanden sie. Dort ging es zu ihren unterirdischen
Wohnungen. Die Wohnräume dieser kleinen Leute aber
waren groß und schön und prächtig. Überall glänzte es
von Gold, Silber und Edelsteinen.

Eines Tages aber sind sie davongegangen, niemand
weiß, warum, niemand weiß, wohin. Seitdem gibt es
am Strand keine Undererdsches mehr. Nur von ihren
Silber- und Goldschätzen soll noch hier und dort man-
cherlei tief in den Dünen verborgen liegen.

Die Undererdsches standen im freundschaftlichen
Verkehr mit den Fischern und liebten die Geselligkeit.
Manches frohe Fest fand dort unten statt. Dabei wurde
aufs beste gegessen und getrunken, aufs fröhlichste ge-
tanzt und gescherzt. Gelegentlich stiegen die kleinen
Leuten auch an die Oberwelt und spielten und
tanzten hier, bis der Rasen verging. Oft standen die
Fischer dabei und konnten sich an dem fröhlichen
Treiben der kleinen Leute nicht satt genug sehen.

Einmal in der Woche stiegen die Fischer zu den
Undererdsches hinunter, um ihnen ihre Fische feilzu-
bieten; denn Stör und Lachs, Zärte und Zander ge-
hörten zum Leibgericht der kleinen Kerle.



Wenn aber die Fischer zum Fang ausfahren, dann standen sie allesamt am Strand und hielten Auslug und bangten um das Leben ihrer großen Freunde, bis die breiten Segel wieder auftauchten und die Rähne auf den Sand aufknirschten.

Um eines aber ging dort unten ein stilles Weinen. Zu gern nämlich wären die Undererdschkes größer und stärker gewesen. Da geschah es dann zuweilen, daß sie zur nächtlichen Stunde in die Hütten der Fischer schlichen. Unbemerkt nahmen sie alsdann ein Kind aus der Wiege, legten eins ihrer eigenen Kinder hinein und liefen hochofrenut mit ihrem Raub von dannen. Aber die Kinder der Undererdschkes wurden am anderen Morgen sogleich erkannt. Wechselbälge nannten die Fischer diese Kinder, und wild und wütend gingen sie um die Wiege, als wollten sie gar das Wechselbalg töten. Dann kamen die Undererdschkes angelaufen und brachten traurig das geraubte Kind zurück.

Die Heinzelmännchen im Karthäuser Land.

In dem Lande der tausend Seen und Berge sollen heute noch wie in alten Zeiten die Heinzelmännchen wohnen. Sie sind so klein wie Menschenkinder, die gerade das Gehen gelernt haben. Sie tragen rote Mäntel und trinken und essen aus goldenen und silbernen Schalen. Der größte von ihnen trägt eine goldene Krone.

In altem Gemäuer und in Steinhäusen, in hohlen Baumstämmen, im dornigen Gebüsch, aber auch in

Kaminen und Herden wohnen sie. Wohl über tausend Jahre alt werden diese kleinen Gesellen, die von Ansehen und Gestalt häßlich sind. Gesang und Spiel und Tanz geht diesen lustigen Leuten über alles, und oft genug finden sie sich in nächtlicher Stille zum Reigen auf blumiger Wiese zusammen.

Den Menschen aber sind sie nicht hold gesinnt. Wenn es irgend geht, berauben sie Wiegen und legen ihre Heinzelminder oder gar sich selbst hinein.

Das Wechselbalg.

Es war in Wojthal, im Kreise Koniz, da bemerkte eine Mutter, daß ihr neugeborenes Kind über Nacht ein ganz anderes Aussehen bekommen hatte. Es sah alt und grau wie ein Huzelmännchen aus.

Die Großmutter aber, der sie ihr Leid und ihren Kummer klagte, sagte: „Da haben die Heinzelmännchen dein Kind ausgetauscht. Gib dem Kinde nichts zu essen, stell ihm vielmehr einen Teller mit Kieselsteinen hin und schau nachts von deinem Bett aus zu, was geschehen wird.“

Die Mutter that also, und sieh, nachts stand das kleine Kind auf und machte sich an den Teller mit Kieselsteinen. Als es jedoch gekostet hatte, verzog es sein häßliches Gesicht und sagte: „Tausend Jahre bin ich nun alt, aber so etwas habe ich noch nicht gegessen.“

Da wußte die Frau genug; sie sprang aus dem Bett, nahm einen Prügel, um den kleinen Kerl gehörig durch-

zumalken. Der aber sprang hurtig zur Thür hinaus. Wohl eilte die Frau ihm nach, konnte ihn aber nirgends mehr erblicken. Als sie wieder in die Stube kam, saß ihr eigenes Kind weinend auf dem Fußboden.

Das Mädchen und die Kröte.

Ein junges Mädchen im Karthäuser Land ging einmal spät abends zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Da sah es am Wege eine häßliche Kröte, die sich abmühte, über einen Zaun zu klettern. Das Mädchen, das dies bemerkte, rief übermütig: „Ich will dir helfen, wenn du mich zu deiner Hochzeit einlädst.“ — „Das trifft sich gut“, meinte die Kröte, „in drei Tagen heirate ich; du bist eingeladen, wenn du mir behilflich bist.“

Am dritten Tag erschien nun ein kleines Männchen im roten Kittelchen, um das Mädchen zur Hochzeit abzuholen. Das Mädchen erschrak und lief zur Großmutter. Diese gab ihr den Rat hinzugehen, aber auf der Hochzeit weder zu essen noch zu trinken.

Das Heinzelmännchen führte das Mädchen in einen Wald, verband ihm die Augen und geleitete es auf steilen Treppen und schmalen Gängen in die Tiefe. Hier wurde dem Mädchen das Tuch von den Augen genommen, und es sah sich in einem großen Saale, der von Gold und Edelsteinen funkelte, wieder.

Es wurde gerade das Hochzeitsmahl gegeben. Eine unzählige Schar von rotwamsigen Männlein saß auf winzigen Stühlen um die runden Tischchen und aß und trank aus Gefäßen von purem Golde.

Für das Mädchen war aber neben dem Bräutigam, der jetzt keine Kröte, sondern ein Heinzelmännchen mit einer Krone auf dem Haupte war, gedeckt. Es wurden viele Schüsseln aufgetragen und die schönsten Speisen herumgereicht. Aber das Mädchen rührte keinen Bissen an. Als jedoch der perlende Wein getrunken wurde und man das Wohl des Hochzeitspaares feierte, da konnte das Mädchen es sich nicht versagen, etwas zu trinken. Kaum hatte es getrunken, so wurde es ihm dunkel vor den Augen. Es schien alles in die Erde zu versinken.

Als es wieder zu sich kam, befand es sich am Eingange des Waldes. Seine Schürze und Taschen waren aber mit Steinen gefüllt. Ärgerlich warf das Mädchen alles fort und ging nach Hause. Den nächsten Tag griff es zufällig in die Tasche und holte einen vergessenen Stein hervor. Und siehe da, der war von purem Gold. Nun lief das Mädchen in den Wald zurück, um auch das Gold, welches sie aus der Schürze geworfen hatte, zu holen; aber es fand die Stelle nicht wieder.

Der Fischer und die „Undererdschkes“.

Eines Abends wollte ein Fischer der Danziger Bucht noch hinausfahren, um nach seinen Netzen zu sehen. Da vernahm er ein leises Rufen. Er schaute sich um und sah zu seinem Erstaunen eine ganze Huck voll Undererdschkes. Sie füllten im Augenblick seinen Kahn und baten ihn flehentlich, sie nach Hela hinüberzufahren, es sollte sein Schaden nicht sein. Der Fischer

fraute sich zwar hinter den Ohren, denn bis Hela war immerhin ein Weg von sechs Ruderstunden; aber er sagte zu.

Die Zeit der Überfahrt verlief wie im Fluge. Dem Fischer war's, als ruderten alle Undererdschkes mit. So war er sehr bald mit seinen kleinen Gästen in Hela. Rasch sprangen sie aus dem Boot und waren im Nu verschwunden. Der Letzte hatte noch in Eile seinen Rucksack im Boot entleert; und was war es? Muscheln, nichts als krause Herzmuscheln. Die aber warf der Fischer verächtlich und verärgert über Bord. Als er am nächsten Morgen sein Fischergerät in Ordnung brachte, sah er in seinem Kahn eine Handvoll Muscheln aus purem Golde liegen. Sofort begriff er, daß er in seiner Torheit den Lohn der Undererdschkes ins Meer geworfen hatte.

De Undererdschkes on de Scheeper.

Dor es emol en Scheeper gewesen; de kunn nich bloß Schoop heede, ne, he verstund sich uck goot opp dat Fiddelspeele! Genet nachts nu kam he von ene Hochtied, wo he oppgespeelt had, am Heitzkeborg vorbie. Weil ähm so lostig to Mood wer, fing he an, opp siene Fiddel to speele.

Dor stund met enemmol, wie ut de Erd gewosse, een klenet Kerlke ver ähm. Dat nahm höflich sien Hotke af on seed: „Komm met, Scheeper, kannst die en schönst Steck Geld verdeene.“

Dat let he sich nich tweemol sägen on ging met.

Dat Undererdschke fehrd ähm nu friez on quer dorch dat Holt, bet se an eenen groten Steen kame. Hier mußd he sich de Doge verbinde loote, on dän ging et wiet no unde.

Unde angekome, kunn he wäder de Bind afnehme. Wat gaf et dor to sehne! Alles en dem grote Sool wer ut Gold on Sölver. Am meiste wundre dehd he sich ewer de veele, veele kleene Liedkes dor unde.

„So, jezt speel ons eent opp!“ sehd de Undererdschke, de ähm geholt had.

Dat mokd dän de Scheeper uck, on glicks ging dat los met Danze on Singe bet tum freje Morge.

Dän nahm de Scheeper Abschied von de lustge Liedkes, bekam ower eerscht alle Fuppe voll Gold gestekt.

„Dwer nich ehr rutnehme, as bet du tus best!“ vermohnde se ähm.

„Jo, jo!“ versproof de Scheeper.

Ower as he so e Steck gegange wer, docht he bie sich: „De kleene Kerlkes wore di met dem ganze Gold tum Nore gemokt häwe; worsche doch mol sehne!“

Dormet häwt he uck schon en de Fupp gegreepe on dat Gold — — jo Scheetke! Tannezappe wern en alle Fuppe benne.

Nu fullst du ower dem Scheeper gesehne häwe: voll Bos schmeet he alle Zappe wäg.

En poor Dog spoder socht he irgendwat on fromd
ud en de lätze Lid von de Fupp dornoh. Darbie fame
een por fleene Schupples von de Tannezappe tum
Verschien, de were ower ut reine Gold.

Dor ginge onserm Scheeper de Dogens opp, he ränd
tum Heizkeberg on socht am grote Steen no de Tannen-
zappe; ower nuscht, nuscht wer dor to finde.

Neue Herren im Lande der Wissela und des Ilfing

Um die Zeitenwende war es! Germanische Völker saßen im weiten Weichselgau: Burgunder und Goten, Heruler und Rugier! Dreihundert, vierhundert Jahre lang! Ihre Töpfer- und Schmiedekunst wurde weit und breit gerühmt; sie waren ebenso geschickte Bronzegießer wie Ackerbauern. Wurde doch ein germanischer Stamm gar als Roggenbauern — Rugier — bezeichnet. Den Burgundern und Goten, den Herulern und Rugiern aber sahen die benachbarten Volksstämme — die Prussen und Pomeranen, die Masowier und die Litauer — tausend Kniffe des Lebens ab.

Weidewut und Bruteno kommen ins Land.

Frühling war's. über das Ostmeer kamen schöne, stolze Schiffe gefahren. Goten aus Scandinavien saßen am Ruder und legten sich stark in die Riemen. Sie suchten Neuland im Gebiet des Ifing und der Wiffela.

Unter ihnen waren zwei tapfere Brüder aus edlem Geschlecht; sie nannten sich Bruteno und Weidewut.

Sie kamen nicht mit leeren Händen. Sie zeigten den Leuten, die dort wohnten, wie man pflügt und eggt und sät, zeigten ihnen auch, wie man gute Schwerter schmiedet und wie man allerlei Haus- und Küchen-gerät anfertigt. Ja, auch den Met lernten die Leute des Landes nun kennen.

Aus Freude und Dankbarkeit aber machte man beide Brüder zu Führern des Volkes. Weidewut wurde König, und Bruteno sollte Schuld und Schicksal abwägen, sollte der Götter Sein und Sinn erforschen.

Da war ein heiliger Hain zu Romowe; daselbst stand eine uralte, mächtige Eiche, wie es keine im ganzen Lande gab. Weit ausgebreitet war ihre Krone und so dicht belaubt, daß weder Schnee noch Regen hindurch konnten. Auch im Winter behielt sie ihr frisches, grünes Laubdach. Hier war es, wo Bruteno dem Wind und den Wolken nachspürte, wo er den Sternen nachsann, wo er zu den Leuten des Landes vom letzten Sinn des Lebens sprach.

Viele, viele Jahre war Weidewut dem Lande der König und Bruteno dem Volke der Gottkfinder.

Eines Tages rief Weidewut seine zwölf Söhne zu

sich. In Gegenwart seines Bruders Bruteno und der Edlen des Landes theilte er die weiten Felder und Wälder unter die zwölf Brüder. Heute noch führen die Landschaften ihre Namen nach den zwölf Söhnen des Weidewut.

Als Weidewut und Bruteno das Land aufgeteilt hatten, ließen sie vor der großen Eiche im heiligen Hain einen mächtigen Holzstoß errichten. Bruteno aber sprach unter der heiligen Eiche also: „Ihr Götter des Meeres und der Erden, ihr Götter des Lichts und der Nacht, ihr Götter, die ihr am Brunnen des Lebens sitzt und das Werden, Sein und Vergehen in Händen haltet, gebt uns den Weg zu den Sternen frei!“

Auflohte da das Holz, und wie sie als siegende Helden ins Land gekommen waren, fuhren sie auch als siegende Helden dem urdunkeln Geschick entgegen, dem niemand entgeht.

Das Ende des Pomeso.

Der elfte Sohn des Königs Weidewut war Pomeso von Pomesanien. Seine Tochter war mit dem Fürsten Quidfino vermählt, der an der Liebe eine stolze Ritterburg besaß.

Eines Tages verfolgte Quidfino auf der Jagd einen Eber. Das verwundete Tier entkam über die zugefrorene Weichsel in das benachbarte Welida. Quidfino aber ließ nicht ab und setzte seine Jagd jenseits der Weichsel fort. Dort traf er den Fürsten des Landes, der ihm Grund und Boden von Welida verbot. Spöttisch lachend erwiderte Quidfino, daß ihm niemand das Jagdrecht — auch in Welida nicht — versagen könne.

Da hob der Fürst von Welida zornig seinen Jagdspeer, warf und traf; rot färbte das Blut den weißen Schnee auf fremder Erde.

Der Fürst Pomeso aber, als ihn die Kunde von dem Schmachtod seines Gefolgsmannes ereilte, sammelte seine Krieger und überschritt die Weichsel. Tod und Verderben trug er durch das Land Welida. Mit reicher Beute beladen, kehrte er heim. Als er aber an den breiten Strom der Weichsel kam, da war guter Rat mehr als teuer; denn der Strom hatte über Nacht die eisigen Ketten gesprengt und raste nun in wildem Eisgang dem Meer zu.

Jetzt war es der Fürst von Welida, der Pomeso und seine Krieger verfolgte. Die Weichsel hatte ihm gute Dienste geleistet, hielt sie doch die Pomesanier fest. Ein wütendes Kämpfen und Ringen begann; weit wurde der weiße Schnee von dem roten Blut gefärbt. Die Übermacht der Mannen von Welida war zu groß. Einer nach dem andern der Pomesanier sank erschlagen der kalten Mutter Erde in den Schoß.

Der Fürst von Pomesanien aber stürzte sich nach heldenhaftem Kampf in die Fluten des Stromes, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Vergebens: die wilden Eisschollen der Weichsel rissen ihn mit sich fort auf den weiten Weg zum fernen Meer.

Der abtrünnige Kulmo.

Der zwölfte Sohn des Königs Weidewut war Kulmo. Sein Gebiet, das Kulmer Land, lag zwischen Weichsel, Dssa und Drewenz.

Eines Tages hatte er auf der Jagd die Tochter des Fürsten von Masowien kennengelernt. Er entbrannte in heißer Liebe zu der Volks- und Stammesfremden und führte sie als Fürstin des Kulmer Landes heim in seine Burg.

Dunkel wie ihr Haar waren auch ihre Wege. Wenn Kulmo von den weisen Worten des Gottkünders Bruteno sprach, lachte sie spöttisch, bis Kulmo selber anfang zu zweifeln. So sagte er sich dann eines Tages von den Weisheitsprüchen des Bruteno los und glaubte fortan, was sein Weib ihm aus dem dunkeln Reich ihrer Götter kündete.

Da luden seine Brüder ihn in den heiligen Hain nach Komowe ein. Er sollte sich dort im Angesicht der heiligen Eiche verantworten. Er folgte der Einladung, um sich vor seinen Brüdern zu rechtfertigen.

Aber während er in Komowe weilte, fiel fremdes Volk raubend und plündernd in sein Land ein. Kulmo eilte heim, um noch zu retten, was zu retten war. Vor allem brauchte er Waffenhilfe. Seine Brüder versagten sie dem Abtrünnigen.

Sein Weib aber wußte Rat, wenn auch schlechten: „Mein Vater wird dir helfen; freilich mußt du ihm dafür dienst- und zinspflichtig werden.“ So wurde es. Der Fürst von Masowien half dem Kulmo gegen seine Feinde und steckte als Lohn dafür das Kulmer Land ein.

Fernweh nach dem Süden — Heimweh nach dem Norden

Das war für den Weichselgau eine bedeutsame Zeitenwende, als im zweiten Jahrhundert die Abwanderung der Goten nach Südrußland begann. Nicht alle verließen die Heimat; aber die jungen und starken, die wagemutigen und kriegerischen Kerle wagten den weiten Wanderweg an der Weichsel entlang zum Süden, und mit ihnen zogen die Frauen und Mädchen, die aus demselben Holz geschnitzt waren.

Die Sage aber raunt von der ewigen Sehnsucht der Wanderleute nach der alten Heimat an der Weichsel

Der Weichselvogel.

Dort, wo die Weichsel an den Hängen der Beskiden entspringt, stehen dunkle Wälder auf hohen, schroffen Felsen. Hier wohnt in einer versteckten Grotte die wunderschöne Weichselnixe. Ein grünschillernder Vogel von seltener Pracht ist ihr dienstbar.

Sobald der Tag anbricht, sendet sie ihn aus zur weiten Reise. Er muß den Weichselstrom entlangfliegen — bis zur Mündung — bis zur Meeresküste.

Abends, wenn die Dämmerung hereinbricht, kehrt er von seinem weiten Flug zurück und berichtet seiner Herrin, wie es dem Land und den Leuten des Weichselganges ergeht.

Ihre wunderblauen Augen leuchten auf, wenn sie hört, daß die Felder wohlbebaut sind, die Städte blühen und die Menschen froh und glücklich sind. Aber tieftraurig ist sie, wenn sie vernimmt, daß die Wälder verkommen, die Felder veröden und die Siedlungen verwaahrlosen.

Dann krault sie das Gefieder des grünschillernden Vogels und murmelt längst verschollene Zaubersprüche; alsbald schwindet die Trauer, und ihr helles Haar flimmert wie Sonnengold. Sie weiß es ja, einst werden an der großen Weichsel, von den Beskiden herunter bis zum Baltenmeer, wieder Menschen wohnen, die hier Heimatrecht und Heimaterbe haben.

Die Burg an der Brahe.

Auf einem Hügel an der Brahe unweit Bromberg sah man vor Jahren noch die Ruinen einer alten Burg. Hier hat einst die stolze Herrenburg der Burgunder, das alte Bidegast, gestanden. Viele hundert Jahre später sind die Slawen gekommen und haben der Burgunderburg Bidegast einen slawischen Namen gegeben. Die Deutschen aber nannten sie Bramburg, d. h. Burg an der Brahe, und später Bromberg.

Einst bewohnten die Burg an der Brahe zwei stolze Ritter in inniger Eintracht mit ihrer schönen Schwester. Eines Tages ritt der jüngere Bruder aus auf die Jagd und kehrte nicht wieder heim. Vielmehr gelangte die Kunde in das Schloß, ein Ritter mit einem Vogelvisier hätte ihn getödet.

Kurze Zeit drauf erschien vor den Thoren der Burg ein Ritter, der ein Vogelvisier trug, und bat um Einlaß. Er wurde aufgenommen, wohlbewirtet und beherbergt. Aber schon tuschelte es in der Gesindestube und im Pferdestall: „Das ist ja der Ritter mit dem Vogelvisier.“ Zudem hatte die Schwester das Schwert des Ritters als das ihres Bruders erkannt. Als sich der fremde Ritter zur Ruhe begeben hatte, erzählte sie ihrem Bruder, was sie wußte. So wurde denn der Ritter mit dem Vogelvisier in der Nacht von beiden erschlagen.

Des andern Tags ritt in der Morgenfrühe wohlbehalten und wohlgemut ein zweiter Ritter durch das

Schloßtor. Mit Staunen und Schrecken erkannten die Geschwister ihren totgeglaubten Bruder.

Lachend erzählte er ihnen, daß er auf der großen Handelsstraße angefallen und von einem Ritter mit einem Bogelvisier gerettet worden sei. „So haben wir beide die Schwerter getauscht“, erzählte er weiter, „und ewige Waffenbrüderschaft und Freundschaft geschlossen. — Wo ist er übrigens? Er muß doch gestern hier eingeritten sein!“

Als der Ritter nun erfuhr, was sich nachts auf der Burg zugetragen hatte, wurde er tieftraurig, verließ die heimatliche Burg an der Brahe, zog dem Süden zu und kehrte nie wieder heim.

Vom nordischen Gold

Der Bernstein, das Gold des Meeres, ist von alters her ein begehrter Schmuckstein gewesen, der im Tauschhandel der Weichselleute eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Vielfach wird er in frühgeschichtlichen Gräbern als Grabbeigabe gefunden. Tacitus beschäftigt sich in seiner „Germania“ bereits eingehend mit dem nordischen Gold, und Kassiodor erwähnt eine Gesandtschaft aus Ästien, welche Theoderich dem Großen ein Bernsteingeschenk überreichte. Der Bernstein war aber auch ein Heilstein und wurde in der alten Heilkunde und in der Zauberei und Mystik hoch geschätzt. Heute noch weiß man im Volk, daß er das Zahnen der Kinder erleichtert und Ohren- und Augenleiden heilt.

Hels Tränen.

Hel, die hohe, hehre Frau, hatte einst ihr Niflheim verlassen, um den Schwertmännern ihres Reiches, die gen Süden gezogen waren, zu folgen. An dem Ufer des großen Meeres wanderte sie entlang und kam bis auf die Spitze der Landzunge Hela. Hier nahm sie Wohnung. Aber alle Abend schritt sie hinunter zum Meer und lauschte dem Schrei der Wildgänse, die vom hohen Norden herkamen. Dann stieg die Sehnsucht nach ihrem alten Niflheim also stark auf, daß sie weinen mußte. Alle ihre ungezählten Tränen nun wurden güldene Perlen, die weithin den Strand bedeckten. Wo aber immer eine Träne eine Fliege, ein Spinnlein oder eine Mücke antraf, schloß sie dieselben für ewige Zeiten in einen güldenhellen Sarg ein. Wer solch einen gläsernen Sarg findet und ihn wohl aufbewahrt, dem hilft Hel, die hehre Frau, in mannigfacher Not.

Der Bernsteinblock im Klostersee.

Im Klostersee bei Karthaus liegt ein ungeheurer Bernsteinblock versenkt. Er hat den Wert des halben Karthäuser Landes. Doch niemand kann ihn heben. Wenn aber die Kirche einmal so verarmt sein wird, daß zur Bestellung der Pfarrländereien nur noch ein Pferd und ein Ochse vorhanden sind, dann wird er von selbst zum Vorschein kommen.

Bernstein frei!

In alten Zeiten gab das Meer viel, viel mehr Bernstein her als heute. Ein jeder nun, der am Strande wohnte, hatte auch ein Anrecht auf dies Gold des Meeres; er konnte es behalten, es verwerten, es verkaufen, so wie es ihm gefiel.

Das wurde aber anders, als die deutschen Ordensritter ins Land kamen. Fortan durfte niemand mehr Bernstein sammeln oder fischen, wenn er nicht die Erlaubnis des Ordens dazu hatte. Wer es dennoch tat, der wurde zum Tode verurteilt, zum Tode mit dem Strang.

Ganz besonders streng zeigte sich der Ordensvogt vom Samland. Seine Wächter und Späher waren Tag und Nacht unterwegs, und wehe dem, der sich ein Stück Bernstein angeeignet hatte; er wurde ohne Gnade aufgekniüpft.

Als nun der Vogt von Samland gestorben war, fand er keine Ruhe im Grabe. So wenigstens meinten es die Fischer. Sie sahen ihn in dunklen Sturmnächten am brandenden Meer umhergeistern und hörten ihn unaufhörlich rufen: „Bernstein frei! — Bernstein frei!“

Seit jener Zeit ist auch der reiche Bernsteinsegen ausgeblieben. Selten nur noch gibt das Meer schöne und wertvolle Stücke des nordischen Goldes her.

De gehle Steen.

Dor es eenmol en de ollen Tieden en Heisternäst een Fäsker on siene Fru gewesen. De haden beid een hübschet, nättet Mätske; dat wer ower blind. On doch

kunn et Boder on Mutter bie allem schön hälpe; et kunn Nät beetten, Lau besteecken, Stremp knetten, afwasche on mehr sone Dinge. Obwons et nu schon siene Orbeit had, wer dat Mätske doch manchmol rächt trurig on erscht rächt, wän se de Kinder buten speelen on romdolle hörd oder wän de Mutter ehr von de schöne bunte Welt vertälen deed.

Genmol nu sat dat Mätske am Strand opp eenem omgekeppte Kohn on hörd stier hän, wie de See en eenemto rohren deed. Dat klung ähm met eent so schön, dat et oppstund, sich am Woater hänkneen on de Wälen fraulen deed.

„Du, leewe See“, fung se an to reden, „lot mie die doch eenmol sehne!“

„Hier nemm!“ seed dor eene weeke Fruensstemm, „nemm disen gehlen Steen on strick ähm dreemol ewer diene Doges. Dwer du salst dorvon keenem vertäle; dän de Mensche häwe mie schon ver duzend Johr vergeeten — — keenem vertäle, sonst mott wäder Nacht om die fenn.“

Dat Mätske nahm den Steen on deed dormet, wie de Fru dat häwen wult. On grot Wunder! Et kunn von Stund an sehne.

Den gehlen Steen ower häwt dat Mätske von Dog an om den Hals gedrooge. Wän eener ower weeten wull: „Wie kam dat bloß?“ dänn freege de Doges von dem Mätske so eenen hälen Glanz, dat keener tum tweeden mol frogen deed.

Wikinger kommen ins Land

Das waren harte und stolze Zeiten, als die Wikinger auf ihren hörnigen Schiffen weiten Küsten entgegenfuhren. Alte, morsche Fürsten- und Königswürden wurden zerschlagen. Neue Reiche richteten die kühnen Seefahrer auf. Der normannische Waräger Rurik gründet das russische Reich, der Normanne Dago — erst später Mieszko genannt — ist der Begründer und erste Herrscher des polnischen Staates um Gnesen, und auch der pommerellische Herzogsstaat im Weichselgau ist wikingischer Herkunft. Hela, Heisternest (Osternese), Rixhöft, Oxhöft, Wisselmunde (Weichselmündung), Truse (am Drausensee) sind alte Wikingernamen jener Zeit. Wo die Nordmänner ihre Anker warfen, in den Wieken und Haffen, in den Buchten und Flußmündungen, da hatte das scharfe Schwert und der wagende Mannesmut das Wort. An der Wissela aber und am Ilfing betraten die Nordmänner heimischen Boden. Wohl hatte die Völkerflut die großen Massen der Burgunder, Vandalen und Goten längst an ferne Küsten verschlagen; dennoch war das Land noch warm vom Hauch des germanischen Lebens; denn überall auf den großen Höfen zwischen der Ostseeküste und den Karpaten saßen immer noch die alten Herren des Landes. Die Slawen aber waren die Knechte und Mägde, als Sassen und Kätner ins Land gekommen. Und die Sage steht auf, vorsichtig und zwiespältig, und weiß oft nicht, soll sie dem Herrn recht geben oder dem Knecht.

Fürst Hagel vom Hagelsberg.

Um das Jahr 1000 n. d. Ztw. besaß ein heidnischer Fürst, namens Hagel, auf einem Berge bei Danzig eine feste Burg. Er hatte sich das ganze Küstengebiet unterworfen und war seinen Untertanen ein harter und herrischer Gebieter. Desungeachtet lud er sein Volk oft genug zu fröhlichem Fest und Spiel auf die Burg.

Aber über die Spiele und Tänze, die Feste und Feiern vergaßen die Leute daselbst nicht die harte Hand ihres Herrn. Wie oft flüsterte es unten an den Herden und in den Hütten von Aufstand und Empörung gegen den Zwingherrn. Verschwörer fanden sich bald zusammen; ihr Anführer war ein wilder Geselle, der Speer und Schwert so wenig fürchtete wie Wind und Wellen.

Als nun gar die hübsche Prachte, die Tochter des Fürsten, seine Liebste geworden war, da gab es für ihn nur noch eines: Hagel muß sterben. Denn er wußte wohl, nimmer hätte der Fürst des Hagelsberges Schifferknecht und Fürstentochter zusammengegeben.

Eines Tages war das Volk wiederum zu einem Fest geladen. Die Männer und Jünglinge aber hielten unter ihren Kleidern Waffen verborgen. Als nun das Fest seinen Höhepunkt erreicht hatte, fielen die Leute über den Burgherrn und seine Burgbesatzung her und machten alles nieder. Die Zwingburg steckten die Verschwörer in Brand und zerstörten sie bis auf den Grund, so daß nichts mehr von ihr übrigblieb. Nur der Berg hat bis auf den heutigen Tag den Namen Hagelsberg behalten.

Ottomin und Odmine.

Nicht weit von Danzig breitet sich bei Ottomin ein schöner, umwaldeter See aus.

In alten Zeiten stand an seinem Ufer eine trutzige Burg, die ein junger Ritter namens Ottomin bewohnte. Er lebte dort einsam und verlassen als der Letzte seines Geschlechts. Oft genug ward ihm Zeit und Weile lang. Wohl konnte er fischen und jagen; aber er hatte keinen Gefährten. Niemand war da, der ihm nachschaute, wenn er vom Schloß auszog, niemand war da, der ihm entgegen sah, wenn er von der Jagd heimkehrte.

An einem Frühlingsabend bestieg er noch spät sein Boot, um nach flinken Forellen auszuschaun. Da hörte er ganz nahe im Schilf ein Flüstern, und wie ein fernes Singen vernahm er seinen Namen: „Ottomin, Ottomin!“ Erstaunt schaute er auf und sah in ein Paar tiefblaue Augen; die aber gehörten zu einem Mägdelein, das neben seinem Boote aus dem Wasser emporgetaucht war.

„Wer bist du?“ fragte er leise und verhielt sein Boot.

„Ich bin Odmine; ich wohne einsam in deinem See; ich kenne dich wohl, Ottomin. Dort drüben sind die hellen Fenster deiner Burg, zu der ich oft so sehnsuchtsvoll hinüberschaue!“

Seit diesem Abend trafen sich Ottomin und Odmine immer wieder zur selben Stunde auf dem glikernenden See, und sehr bald war Odmine Ottomins Braut. Lange schon wußte er, daß sie ein Menschenkind wie er war. Ein Ungeheuer hatte sie geraubt und in eine Nixe



verwandelt. Nun endlich sollte durch Ottomin die Stunde der Erlösung kommen.

Bald darauf entbot der Fürst des Landes seine Mannen zu sich, so auch Ottomin. Es sollte ein Kriegszug gegen die Feinde des Landes unternommen werden. Als er nun Odmine Lebewohl sagte, sah sie ihn tief und innig an und sprach: „Sag niemand meinen Namen, wer's auch immer sei!“ Danach steckte sie ihm eine Seerose an seinen Helm. „Diese Rose wird nicht welken, wenn du von Odmine schweigst, und sie wird dich in jedem Kampf schützen.“

So kam Ottomin auf die Burg seines Fürsten. Der musterte den schmucken Jüngling mit Wohlgefallen und sprach: „Du gefällst mir, Ottomin. Du sollst ein Fähnlein führen. Doch sag mir, woher stammt dein eigenartiger Helmschmuck?“

Da fielen ihm Odmines Worte noch rechtzeitig ein, und er erwiderte fest: „Das darf ich nicht sagen!“ Da verwies ihn der Fürst des Landes, und traurig stand nun Ottomin im Schloßhof und ließ sein Pferd zur Heimkehr satteln.

Aber das Burgfräulein hatte ihn schon gesehen. Es trat auf ihn zu, und mit lieblicher Stimme fragte es: „Willst du schon heimziehen? Warum hast du es denn so eilig? Bleib doch noch in unserer Burg. Ei, schau da! Welch eine seltene Rose schmückt deinen Helm! Wer schenkte sie dir?“

Ottomins Blicke und Gedanken aber waren ganz von dem schönen Mädchen gefangen, als er erwiderte: „Die gab mir Odmine!“

Raum hatte er den Namen genannt, als die Rose weß von seinem Helm glitt. Sofort begriff er, was geschehen war. Ohne Gruß schwang er sich in den Sattel und jagte davon.

Es war ein trauriges Heimkommen. Nie wieder, sooft er auch am See wartete, nie wieder, sooft er auch ihren Namen rief, ist Odmine wiedergekommen.

Einsam ist der Ritter Ottomin gestorben; seine Burg ist zerfallen; nur der stille, liebliche See weiß noch um beider Glück und Unglück.

Der Zoppoter Schloßberg.

In Zoppot erhebt sich unweit des Meeres eine bewaldete Anhöhe, die im Volksmund als Schloßberg bezeichnet wird. Dieser Schloßberg ist eine frühgeschichtliche Fliehburg; der Ringwall und der Burgkessel der alten Wehranlage sind noch heute vorhanden.

In alten Zeiten — so erzählt die Sage — stand hier auf der Anhöhe ein Schloß mit festen Mauern und Thürmen. Dasselbst wohnte ein König, der wegen seiner Grausamkeit weit und breit gefürchtet war. So grausam der König auch immer war, so gut und schön war seine Tochter, die einen jungen Fischerburschen unten aus dem Dorf über alles liebte.

Als der König davon hörte, befahl er den jungen Fischer zu sich aufs Schloß, und ohne viel Fragen und Sagen, schlug er ihn mit seiner Streitart nieder. Die Königstochter aber verließ in tiefer Trauer das väterliche Schloß, verwünschte es und verwünschte auch

ihren grausamen Vater und suchte in den Wellen des Meeres den Tod.

Den König erfreute von Stund an nichts mehr. Eines Tages fielen Feinde in sein Land ein. Sie eroberten auch das Schloß, plünderten es aus, brannten es nieder und erschlugen den König. So ging der Fluch der Königstochter in Erfüllung.

Die schöne Damerow.

Vor Zeiten stand auf einer Landzunge des Klodnosees bei Karthaus eine stolze Burg. Dasselbst wohnte das Edelräulein Damerow, das ob seiner Schönheit weit und breit bekannt war. Der Burgherr des Schloßberges bei Karthaus, ein gar wilder und ungetümer Räuber, überfiel eines Tages die Burg am Klodnosee und entführte die schöne Damerow.

Wohl zogen viele tapfere Edelleute gegen die Burg des Schloßberges, und auch der Vater war mit vielen Reifigen dabei; aber an den Mauern der feindlichen Burg zerbrach aller Wagemut und alle Tapferkeit. Damerow blieb die Gefangene des Burgherrn von Karthaus.

Nun wohnte in der Burg am Klodnosee in einem Turmstübchen ein altes Mütterchen; weit über hundert Jahre alt war es schon. Es wußte manches Runenwort und manchen Zauberspruch. Als es von der Not der schönen Damerow hörte, schloß es sich drei Tage und drei Nächte in dem Turmstübchen ein. Niemand wußte zu sagen, was das Mütterchen in den drei Tagen dort

getrieben habe. Am dritten Tage aber brach ein Unwetter los, wie es die Lande noch nicht erlebt hatten, und während der Sturm nur so tobte, kamen zwei schneeweiße Schwäne von Norden her geflogen. Sie umkreisten dreimal den Schloßberg. Da stieg Damerow empor zu der höchsten Zinne der Burg, legte ihre Arme über die Hälse der Schwäne, und Sturm und Schwäne trugen sie durch die Lüfte heim zur Burg am Klodnosee. Die feindliche Burg aber wurde in derselben Wetternacht durch den rasenden Sturm dem Erdboden gleichgemacht.

Nach der schönen Damerow soll der Dammrausee, der reichste Quellsensee der Radaune, seinen Namen erhalten haben.

Das Burgfräulein vom Löbauer Schloßberg.

In dem freundlichen Städtchen Löbau haben die Jungens einen wunderschönen Spiel- und Tummelplatz. Es ist der alte Schloßplatz, der die Ruinen des ehemaligen Schlosses trägt.

Eines Tages waren die Jungens wie immer dort oben auf dem Schloßplatz zum fröhlichen Spiel zusammengelassen, als plötzlich mitten unter ihnen ein kleines Mädchen auftauchte. Es wurde vor ihren Augen größer und immer größer, bis schließlich ein stattliches Fräulein mit schwarzem Haar und schneeweißem Kleid vor ihnen stand.

Das Fräulein sah die erstaunten Knaben freundlich an und sprach: „Ich habe es nicht gern, daß ihr hier

spielt, namentlich mittags in der zwölften Stunde laßt euch hier nicht wieder sehen. Wenn ihr noch einmal in dieser Zeit hierherkommt, nehme ich euch die Mützen weg!" Darauf verschwand das Fräulein.

Am andern Tage hatten die Knaben die Worte des Burgfräuleins längst vergessen. Sie eilten wie immer dem Schloßplatz zu, um wieder dort zu spielen. Während sie laut und vergnügt umherliefen, erschien abermals das schöne Edelfräulein und rief: „Ich habe euch doch verboten, hier zu spielen. Jetzt muß ich eure Mützen haben!“ Indem sie das sagte, langte sie schon nach der Mütze eines Knaben.

Da weinte der Knabe und bat: „Ach, gebt mir doch meine Mütze wieder zurück! Mein Vater liegt krank darnieder, und wir sind sehr arm.“ Das Burgfräulein wandte sich um und sprach: „Wenn du mir versprichst, nicht wiederzukommen, so will ich dir deine Mütze zurückgeben. Nimm sie aber nicht eher ab, als bis du zu Hause bist!“ Dann setzte sie ihm die Mütze auf den Kopf und verschwand.

Der Knabe verließ mit seinen Spielkameraden sofort den Schloßplatz. Die Mütze wurde jedoch auf dem Heimweg immer schwerer und wollte gar vom Kopfe herunterfallen. Der Knabe hielt sie mit beiden Händen fest, nahm sie aber nicht ab, wie er es dem Ritterfräulein versprochen hatte.

Als er nach Hause kam, erzählte er alles seiner Mutter und nahm nun die Mütze ab. Aber siehe da! Die Mütze war mit blanken Goldstücken gefüllt, die

mit hellem Klingen auf den Fußboden fielen. Jetzt hatte alle Noth ein Ende. Auch der franke Vater wurde bald gesund und das alles durch die Gunst des Burgfräuleins. Der Knabe aber hatte sein Wort gehalten und nie wieder auf dem Schloßplatz gespielt.

Witoslaw.

An dem Witoslawer See im Kreise Wirsiß liegen die beiden Burgruinen von Witoslaw und Orle. Sie sind einst, wie die Sage zu melden weiß, durch einen unterirdischen Gang miteinander verbunden gewesen.

Diese beiden Burgen gehörten vor vielen hundert Jahren dem Ritter Witoslaw, der gewöhnlich die größere Burg Orle bewohnte.

Eines Tages zogen Feinde von Norden her ins Land und belagerten auch Orle. Aber die Besatzung leistete unter ihrem Ritter Witoslaw tapferen Widerstand. Jedoch war Orle nicht zu halten, und so zog Witoslaw in einer dunklen Nacht mit seinen Leuten durch den unterirdischen Gang in die Burg Witoslaw, die weit fester war.

Am andern Morgen merkten die Feinde sehr bald, daß die Burg Orle verlassen war und gingen nunmehr an die Belagerung der Burg Witoslaw. Aber vergeblich! Die Burg war nicht zu bezwingen. Schon wollten sie entmutigt von dannen ziehen, als sich ein Überläufer meldete. Der hatte seinem Herrn, dem Ritter Witoslaw, Rache geschworen, weil er über ihn

eine entehrende Strafe verhängt hatte. Er zeigte den Feinden den unterirdischen Gang von Orle nach Witoslaw, und im Nu sah sich die Burgbesatzung über-rumpelt. Wohl wollte der Ritter Witoslaw seine Ge-treuen zum letzten verzweifelten Kampf aufrufen. Er hatte gerade das Hifthorn angefaßt, als ihn der tödliche Pfeil traf. Von der Wehrmauer stürzte er hinunter in den See und ertrank.

Heute noch wollen die Leute von Witoslaw in stür-mischen Nächten sein Hornsignal aus dem See ertönen hören.

Auf der Schwelle einer neuen Zeit

Die pommerellischen Herzöge stießen die Tore ihres Landes weit auf, um deutschem Fleiß und deutschem Können, deutscher Tüchtigkeit und Tapferkeit Einlaß zu gewähren. So kamen Ritter und Bauern, Mönche und Priester, Kaufleute und Schiffer, Arbeiter und Handwerker ins Land. Mit ihnen kam eine neue Gottkunde. Aber die Priester und Mönche des neuen Glaubens wußten geschickt altes Volksgut zu nützen und in ihre Religion aufzunehmen. So wurden Sitten und Bräuche des Volkes, alte Kult- und Verehrungsstätten mit einbezogen in den christlichen Bannkreis.

Wie die Stadt Konitz zu ihrem Namen kam.

Im Jahre 1137 kamen die ersten Leute in die Gegend des Müstendorfer Sees und suchten nach einem Orte, um sich anzusiedeln. Lange Zeit durchzogen sie vergeblich die Wälder und fanden keine geeignete Stelle. Endlich im Südosten des Sees lichtete sich der Tann und bot ihnen Raum zu Wohnstätten. Der Zufall fügte es, daß sie auf einem Grasplatz eine liegende Kuh mit einem Kalb fanden. Hier erbauten sie den neuen Ort und nannten diesen „Kuhnest“, woraus der Name „Konitz“ entstanden ist. Die Stadt führt im Wappen den Kopf eines Ochsen, der von acht Sternen umgeben ist.

Die Gründung des Klosters Oliva.

Die Morgenschatten der pommerellischen Burgtürme von Danzig spielen auf den schwarzen Wassern der Mottlau. Hinter den Rämpfen der sumpfigen Weichselniederung steigt das Frührot auf.

Vom Wachturm der Burg tutet's dumpf und lang dreimal. Der Turmwächter kündigt den neuen Tag.

In der Burg wird es schneller als sonst lebendig. Reitet doch heute der Burgherr, Herzog Subislaus von Pommerellen, hinaus zum wilden Jagen. Wie rühren sich da Knechte und Mägde, Kofse und Hunde, wie lärmen Jagd- und Waffengerät!

Bald raffelt die Brücke über den Burggraben hinunter, und Subislaus reitet hinüber und mit ihm Roß und Troß und Meute und Leute. Dem Landrücken im Westen geht es entgegen. Hier sind die Wälder so dunkel und dicht, so groß und alt; der Ur ist in ihnen noch Herr, und kühn und grimmig zeigt das Wildschwein seine Hauer.

Sehr bald hebt die Jagd an, und im übergroßen Jagdeifer kommt Subislaus von seinem Gefolge ab. Plötzlich bricht aus dem dichten Unterholz ein mächtiger Eber hervor und stürmt wütend auf ihn ein.

„Ei, du kommst mir recht!“ ruft Subislaus und hebt seinen Jagdspieß. Da strauchelt sein Roß über eine Kiefernwurzel, und Roß und Reiter stürzen. Der Eschenspeer zerspellt, und tief furcht ein Speersplitter eine Wunde in des Herzogs Seite. Erschreckt und grunzend macht sich der Eber von dannen.

Subislaus hat noch soviel Kraft, in sein Jagdhorn zu stoßen. — —

Niemand scheint ihn zu hören.

Das Blut sickert durch das Jagdwams so rot wie die leuchtenden Hagebutten über ihm. Er versucht, sich zu erheben, aber die Wunde ist tief, und wie sie schmerzt! — —

Da beugt sich ein freundliches Gesicht über ihn. Neben ihm steht ein Einsiedler, der fern von den Menschen in der Waldeinsamkeit seinem Gott dient. Sorgfältig entblößt er die wunde Stelle, zieht den Speersplitter heraus und führt den hilflosen Herzog in seine nahe Waldklause.

Auf hartem Laublager in enger, dunkler Klause schläft Subislaus, schläft tief, wundertief; denn der Einsiedler weiß ebenso schlafspendende wie auch wundheilende Kräuter in Wald und Heide zu finden.

Während der Herzog schläft, hat er einen seltsamen Traum. Sonnenüberflutete Gärten steigen vor ihm auf. Eine Gestalt im lichten Gewande tritt ihm entgegen. Sie trägt auf dem Haupt eine Krone aus weißen Lilien und in der Hand einen grünen Ölzweig.

Als der Herzog nach langem, langem Schläfe erwacht, steht der fremde Einsiedler mit einem Kreuz in der Hand an seinem Lager.

Der Herzog erzählt seinen Traum.

Der Einsiedler weiß den Traum zu nutzen und sagt:
„Christus hat dich gerufen, folge ihm!“

So läßt sich draußen im einsamen Walde Pommerellens stolzer Herzog in dürftiger Klause taufen. —

Wenige Tage später reiten Sendboten des Herzogs Subislaus von Pommerellen nach Deutschland, um deutsche Mönche für den Bau eines Klosters zu gewinnen.

Dort, wo der Hagebuttenhang so rotleuchtend träumt, soll das große Kloster erbaut werden.

„Oliva“ soll es genannt werden. So hat Subislaus es bestimmt. Denn einen Olivenzweig trug der Bote Gottes in der Hand.

Wie die Orhöfter Kämpe Festland wurde.

Zwischen den beiden Küstenflüßchen Kielau und Sagorsch liegt die Orhöfter Kämpe. Vor vielen hundert Jahren war dies Gebiet rings mit Wasser umgeben. Damals herrschte hier zu Orhöft ein gewaltiger Fürst, dessen Gebiet sich weit über Puzig, Neustadt und Karthaus erstreckte.

Eines Tages kam ein fremder Mann in das Orhöfter Land. Er trug ein langes, schwarzes Gewand und predigte von einem Gott, den er Christus nannte. Viele Leute gaben ihren alten Glauben auf und ließen sich taufen.

Aber der Fürst von Orhöft spottete des fremden Mannes und sagte zu ihm: „Wenn dein Gott so groß und gewaltig ist, wie du es kündest, so komm morgen ohne Brücke trockenen Fußes auf meine Inselburg!“ — War es nun Blendwerk, war es Sinnestäuschung? Am andern Morgen stand wie aus der Erde gewachsen der Mann in der schwarzen Kutte vor dem Fürsten im Burghof. Nicht ein Tropfen Wasser hing an seinem düstern Kleid, obwohl die Brücke aufgezo-gen und rings um die Insel Wächter standen.

Doch der Fürst gab sich nicht zufrieden. Er traute der dunklen Kutte nicht. „Laß das Wasser abfließen, das dies Land zur Insel macht!“ forderte er. Und siehe da, das Wasser verschwand, und an seiner Stelle erhoben sich grüne Wiesen und wohlbestellte Felder.

Als das Volk solches sah, lief es dem Fremdling in

Scharen zu, um sich taufen zu lassen. Da blieb auch dem Dghöfster Herrn nichts anderes übrig, als in die Taufbütte zu steigen.

Der sonderbare Schicksalsweg einer Hirnschale.

Der dänische Prinz Erich, König Waldemars Sohn, studierte im Jahre 1219 in Paris und lernte dort den Genueser Senebald kennen. Beide wurden gute Freunde und gaben sich das Versprechen, einander wie Brüder zu sein. Jahre vergingen, da wurde Prinz Erich König von Dänemark und Senebald römischer Papst.

Der Papst wollte nun dem König ein besonders wertvolles Geschenk machen und verlangte von den Bürgern der Stadt Arezzo die Hirnschale der heiligen Barbara. Er ließ sie in Gold und Silber fassen, also schwer, daß erst vier Mann sie zu tragen vermochten, und schickte sie durch einen Kardinal nach Dänemark.

In Lübeck angekommen, erfuhr der Kardinal, daß der König sich in Gotland befände. So schiffte er sich denn auf einen Lübecker Segler ein, um Gotland zu erreichen. Ein Sturm aber verschlug das Schiff an die Helaer Küste in das Gebiet Swantopolks.

Dasselbst herrschte noch das Strandrecht, und so wurden Schiff und Leute Eigentum des Herzogs Swantopolk. Der Kardinal kam als Knecht in die Brügzmühle von Zanow am Gollenberg. Die Hirnschale aber barg der Herzog in dem Schatzgewölbe seines Sartowitzer Schlosses. — —

Jahre später ritt der Bischof von Camin durch Zanow und hörte aus der Mühle ein frommes lateinisches Lied. „Was gibt es denn hier?“ dachte der Bischof, ging in die Grühmühle und erkannte in dem Müllerknecht den päpstlichen Gesandten. Er befreite ihn und führte ihn zu Swantopolk. Eindringlich sprach er nun zu dem Herzog von dem bösen Strandrecht und daß es wider Gott wäre. Da gelobte Swantopolk, „er werde es lassen abgehen und nimmer halten“. Die Hirnschale aber gab er nicht heraus. — —

Wieder vergingen Jahre. Da erstieg der Ordensmarschall Dietrich von Bernheim im Jahre 1243 mit vier Ordensrittern und vierundzwanzig Knechten auf Sturmleitern die Sartowitzer Burg und machten die Besatzung nieder. Die wertvolle Hirnschale kam nunmehr in die Kulmer Schloßkirche und später in die Marienburger Ordensstapelle.

Als der Hochmeister Ludwig von Ehrlichshausen Pfingsten 1457 von seinen eigenen Söldnern verraten wurde und die Polen schon in das Schloß eindrangen, da lud einer der Brüder die goldene Hirnschale auf einen Wagen und rettete sie nach Danzig.

Im Jahre 1577 brauchte Danzig viel Geld; denn die Stadt mußte Krieg gegen Polen führen. Da wanderte viel goldenes und silbernes Kirchengesetz in die Münze und auch die Hirnschale der heiligen Barbara. Viele, viele Münzen wurden aus dem Gold und Silber der Hirnschale geprägt und halfen so den Krieg gegen Polen gewinnen.

Die Gründung der Stadt Schwetz.

Das Wappen der Stadt Schwetz enthält eine brennende Kerze, die zwischen zwei goldenen Viertelmonden steht. Aus jedem Mond schaut ein waches Männerantlitz heraus. Von diesem Wappen weiß der Volksmund folgende Sage zu erzählen:

Der Herzog Swantopolk von Pommerellen besaß in den Teufelsbergen bei Schwetz eine feste Burg. In einer dunklen Nacht kam er von Kulm her über die Weichsel, um in seinem Schloß Schätze zu verbergen. In der Nähe des Schwarzwassers geriet sein Kahn in einen reißenden Strudel und kenterte. Die Begleiter des Herzogs ertranken, während er selbst auf wunderbare Weise gerettet wurde.

An der Mündung des Schwarzwassers nämlich wohnte seit vielen Jahren ein Fischer. Der hatte die Hilferufe der Ertrinkenden gehört und war mit einer brennenden Kerze in der Hand an das Fenster seiner Hütte geeilt. Der winzige Lichtschein dieser Kerze hatte dem Herzog das rettende Ufer gezeigt. Gerade als er ein Weidengestrüpp zu fassen bekam, teilte sich das Gewölk, und die schmale Sichel des Mondes schaute ihn freundlich an.

Da ließ der Herzog am Schwarzwasser einen festen Turm errichten; auf dem Turm sollte ein großes Feuer die Fischer und Schiffer in nächtlichen Stunden vor den gefährlichen Strudeln warnen. In der Nähe des Turmes aber entstand sehr bald eine Stadt. Der Herzog schenkte ihr ein Wappen mit einer Kerze und zwei goldenen Viertelmonden.

Der Teufelsstein bei Pselplin.

Der Bruder des Herzogs Swantopolk von Pommerellen, der Herzog Sambor, stand ganz und gar im Banne der deutschen Kultur. Allenthalben rief er deutsche Bauern in sein Herrschaftsgebiet. So errichtete er auch — es war im Jahre 1258 — das Zisterzienserkloster zu Pselplin.

Als der Dom erbaut werden sollte, versuchte der Teufel, das Werk zu hindern. Trotzdem erstand die prachtvolle Kirche. Die wollte der Teufel nun zerstören und schleppte einen gewaltigen Steinblock herbei. Schon war er seinem Ziel nahe, als die Frühglocke der Kirche läutete. In seinem Schreck ließ der Teufel den Stein fallen. Mit Donnerepolder fiel er in die Ferse hinein, wo er heute noch in der Nähe von Pselplin liegt.

Der heilige Born zu Culm.

Es war in jenen fernen Zeiten, als die Menschen noch aufs innigste mit der Natur verbunden waren. Da wohnte auf der sogenannten Fischerei zu Culm eine arme Witwe. Sie hatte ein einziges Kind, einen Jungen, der von Geburt an blind war. Desungeachtet mußte er alle Tage an den Hängen der Fischerei die Ziege hüten, die ihm und der Mutter die kräftige Milch zum Brei und Brot gab.

Eines Tages wurde die Ziege störrisch und wollte davonspringen. Der Junge aber hielt die Leine fest in

Händen, und so begann eine wilde Jagd über Stock und Stein, durch Distel und Dorn. Endlich gab die Ziege ihr wildes Spiel auf und legte sich behaglich an einem kleinen Hang nieder. Auch der Junge sank erschöpft ins Gras nieder und schlief alsbald ein.

Da hatte er einen gar wunderbaren Traum. Eine freundliche Frau stieg aus der weiten Himmelsferne hernieder auf die Erde und setzte sich zu ihm ins Gras. Sie erzählte ihm, wie schön Erde und Himmel seien und wie glücklich die Menschen, die soviel Schönheit alle Tage neu geschenkt erhielten.

Erstaunt wachte der Knabe auf. Als er noch über seinen Traum nachdachte, hörte er das leise Murmeln einer Quelle. Er löschte seinen Durst und ließ das kühle Wasser über sein Antlitz laufen. Als er seine Augen aufschlug, tat sich mit einem Male Gottes Wunderwelt vor ihm auf. Eiligst trieb er nun seine Ziege heim.

Wie staunte die Mutter, als sie ihren Jungen daherspringen sah, lachend und lustig, frank und frei wie all die andern Kinder. Ihr Jung konnte sehen! Mit Tränen der Freude dankte sie ihrem gütigen Gott.

Der Wunderquell wurde bald in Stein gefaßt, und später bekam er ein Brunnenhäuschen mit einem schönen Frauenbildnis.

Alte Linden raunen um das „Heilige Börnchen“, wie Quelle und Brunnenhaus heute noch heißen, und manch einem Augenkranken soll das Wasser fürderhin noch Gesundung und Heilung gebracht haben.

Heiligenbrunn.

In dem schönen Heiligenbrunner Thal bei Danzig entspringt eine Quelle mit kristallklarem, wohl-schmeckendem Wasser. Der Heilige Brunnen, wie die Quelle genannt wird, ist mit einem schmucken Brunnen-häuschen überdacht. —

Vor vielen hundert Jahren verirrte sich ein blinder Greis in diese Gegend, vernahm das Murmeln der Quelle und ließ sich erfreut dort nieder. Er trank das erfrischende Wasser und kühlte auch seine brennenden Augen damit. Und welch ein Wunder! Er konnte wieder sehen.

Er errichtete daselbst nun seine Wohnstätte, um den Rest seines Lebens an dem Wunderquell als Einsiedler zu beschließen. Auch wollte er allen Augenkranken den Weg hierher weisen.

Eines Tages aber kam ein Jude mit seinem blinden Kofz daher. Der ließ ohne alle Scheu vor heiligem Brauch sein Kofz aus dem Brunnen trinken.

Wohl konnte das Kofz von Stund an sehen, während der Jude sein Augenlicht verlor und die Heilkraft der Quelle für alle Zeiten versiegte.

De heilige Borm von Schwortau.

Dat es schon dusend on noch mol dusend Johr her.
Dor were de Lied opp Hel onfromm wore. Wat sull nu
noch de Mutter Hel dor? Se moßd sich opp, säd sich en
ene Bactmoll on sohr rewer no de andre Sied. Am
Spirk geseel ehr dat nich, am Deepfe ud nich, ower em

Bennewiek, dor held se an. Wo nu bliewe? Se säd sich opp enen Steen, an dem schönst, floret Woater rut-sprudle dehd. Dor funde se de Lied von Schwortau on bude dor en Hus om den Steen on om de Quäl on uf om de Fru. On spoder wurd dat en Gotteshus.

Dat Woater ower moßd von Stund an alle Kranke, am meiste ower alle Dogekranke, wäder heel on gesund. Von wiet her kame hold de franke Lied, om wäder gesund to wore.

Genet Dags kam e Jud. De hade e blindet Beerd. Dat leet he ut dem Quäl suppe. Dor wurd he blind, on dat Beerd kunn wäder sehne. Dat Woater ower heeld nun keenem mehr.

Brausebart.

Vor vielen, vielen hundert Jahren war die Sasper Heide bei Danzig noch mit Wald bestanden: mit Eichen, Fichten und Buchen. Am Rande des Waldes wohnte in der Sasper Biepe ein Schäfer, der das Vieh des nahen Klosters Oliva weidete.

Eines Tages zog ein so arges Gewitter auf, wie es der Schäfer noch nie erlebt hatte. Er suchte für sich und seine Schafe einen schnellen Unterschlupf unter einer mächtigen Eiche. Da trat ein riesiger Mann auf ihn zu, der einen unheimlich großen Hut trug und dessen Bart wie Nebelschleier wallte. Der sprach also zu dem überraschten Schäfer:

„Von den Eichen mußt du weichen!
Von den Fichten mußt du flüchten!
Doch die Buchen sollst du suchen!“

Damit war er in einer grauen Regenböe verschwunden. Raam hatte der Schäfer sich unter eine Buche geflüchtet, da traf ein Blitz die Eiche, unter welcher er gestanden hatte, und zerschmetterte sie.

Die wilde Jagd.

Es lebte einmal im Karthäuser Land ein reicher Graf, der ganz besonders auf seine Wälder achtgab. Als er gestorben war, dachte ein Bauer: „Nun kann es an nichts fehlen, nun kannst du Holz holen, soviel du nur magst.“ So machte er sich mit seinem Sohn bei Nacht mit Pferd und Wagen nach dem nahen Wald auf, um die besten Bäume des Waldes zu fällen. Raam hatten sie den Wagen vollgeladen, als sie in der Ferne Hundegebell und Hörnerklang hörten. Erstaunt blickten sie sich um, konnten aber weder Jäger noch Jagdhund erspähen. Schon wollten sie mit dem entwendeten Holz das Weite suchen, als das Getöse mit Windeseile immer näher und näher kam, und plötzlich zog über den hohen Bäumen durch die Luft die wilde Jagd daher. Der helle Mondschein ließ sie den grausigen Zug deutlich erkennen. Voran jagten unter schaurigem Gebelle schwarze Hunde mit feurigen Augen. Dann folgte auf feuerschnaubendem Kofse der verstorbene Graf und blies in sein Hifthorn, daß es dröhnend durch den weiten Wald schallte. Die Diebe versuchten, ein sicheres Versteck zu erreichen, aber sie waren gebannt und konnten sich nicht von der Stelle rühren. So mußten sie den seltsamen Jagdzug über sich ergehen lassen.

Noch größer wurde der Schrecken der überraschten Holzdiebe, als sie mit Staunen sahen, daß aus dem Horne des zornigen Grafen ein langer, feuriger Atemschweif hervordrang und sich gerade nach der Stelle richtete, wo sie neben dem beladenen Wagen standen. Schwer verlezt schleppten sie sich, als der Zug vorüber war, aus dem Walde nach Hause. Ihr Fuhrwerk ließen sie im Stich und haben es nicht wiedergesehen.

Der wilde Jäger.

Im Wirthner Forst, der zur Tucheler Heide gehört und in der Nähe von Preußisch-Stargard seinen Anfang nimmt, liegt nach dem Schwarzwasser zu der sogenannte Bullerberg. Vom Bullerberg weiß man dort allerlei Geschichten zu erzählen.

Dort nahm früher, besonders in der Bartholomäusnacht, der wilde Jäger oft seinen Aufenthalt. Er jagte dann auf seinem Schimmel, der keinen Kopf hatte, mit furchtbarem Getöse um den Bullerberg und dann in den finstern Wald hinein. Ein langer Mantel flatterte ihm wie dunkle Wolfenfezen von den Schultern. Ein langer Troß von Leuten und Hunden gab dem wilden Jäger das Geleit. Unheimlich klang das Wiehern und Bellen, das Peitschenknallen und Räderknarren, das Hallo und Huhu der wilden Jagd.

Wehe dem, der auf einsamen Waldwegen von dem wilden Jäger überrascht wurde! Er konnte sich nur dadurch retten, daß er sich in der Mitte des Weges auf die Erde niederwarf, das Gesicht im Schoß der Mutter



Erde verbarg und die tolle Jagd über sich dahinziehen ließ. Wer es aber wagte, neugierig hinzuschauen, der wurde mitgerissen und mußte sich der ewigen Jagd anschließen.

Einst fuhr der Oberförster von Wirthy in der Bartholomäusnacht durch den Wald. Er hörte mit einem Male vom Bullerberg her wüsten Lärm und glaubte, es seien Wildddiebe. Er eilte mit seinem Wagen, um die vermeintlichen Diebe einzuholen. Es wollte ihm aber trotz aller Anstrengung nicht gelingen, immer blieb das Tosen und Lärmen in gleicher Entfernung. Da stieß er einen derben Fluch aus: „Mag der wilde Jäger euch Kasselbände packen, ich nicht!“ — Da brauste die wilde Jagd über ihn dahin, und er hörte die Worte: „So, Grünrock, sollst auch etwas von unsrer Jagd haben!“ wobei in seinen Wagen polternd ein ungetümmertes Pferd schinken flog.

Die versunkene Stadt auf dem Anisberg.

Südlich von Wirsitz erhebt sich bis zur Neke herunter eine freundliche Hügellandschaft. Einer der niedrigen Hügel daselbst heißt im Volksmund der Anisberg.

Vorzeiten stand dort eine schmucke Stadt. Eines Tages nun kam ein fremder, dunkler Mann zugewandert. Er zeigte den Leuten in der Stadt, wie man bald und billig Gold gewinnen könne. Das war was für die Leute! Gierig lauschten sie hin und wurden so in Wochen und Monden reich. Ein Wohlleben hub

an, wie's im ganzen Negeland noch nicht gesehen ward. Wohl ließen sich hier und da Stimmen vernehmen, die da meinten, daß Arbeit und Fleiß mehr zu werten seien als alles Gold. Aber solche Stimmen wurden verlacht. Vielmehr folgte dem Wohlleben alsbald ein Leben in Saus und Braus.

Da ließ der Herrgott in einer Sturmesnacht die Stadt versinken und einen Berg an ihre Stelle treten. Den Anisberg nannte ihn später das Volk, weil es dort früher viel Kräuter gab, die da heilten und Böses abwendeten: Hollunder und Himmelsbrand, Baldrian und Beifuß, Wacholder und Wermut und wohl auch Anis. Der Herrgott selber hatte ihre Samen damals dort ausgesät.

Wenn man in der Johannisnacht unter der großen Linde, die auf dem Anisberg steht, aufmerksam lauscht, vernimmt man wohl ein verhaltenes Weinen und Schreien und ein fernes Läuten von Kirchenglocken.

Die Teufelskanzel bei Sartowik.

Bei Sartowik, unweit der Stadt Schweg, treten die Ausläufer des pommerischen Höhenzuges dicht an die Weichsel heran und bilden steile Abhänge. Der höchste dieser Abhänge führt im Volksmunde den Namen „Teufelskanzel“. Dort soll in alten Zeiten der Teufel seinen Wohnsitz gehabt haben. In mancherlei Gestalt mischte er sich unter die Bevölkerung und suchte den Menschen Schaden zuzufügen. —

Einſt verdingte ſich der Teufel bei einem geizigen Bauern, deſſen Gefinde wegen zu ſchmalen Koſt fortgelaufen war, als Knecht. Es war zur Zeit der Heuernte. Das Gras ſollte gemäht werden, und Arbeitskräfte fehlten. Dem Bauern kam daher der fremde Knecht ſehr gelegen. Er wies ihm ein Bund Stroh zum Nachtlager an und befahl ihm, am nächſten Morgen mit dem Mähen zu beginnen. Als der Bauer am anderen Morgen aufſtand, war das Gras auf ſeinen Wiefen herunter. Ehe die Nachbarn das Gras zur Hälfte gemäht hatten, war bei dem Bauern das Heu ſchon trocken und eingefahren.

„Hör“, ſprach der Bauer nach beendigter Heuernte zu ſeinem Knecht, „wo haſt du das ſchnelle Arbeiten gelernt?“ Der vermeintliche Knecht lachte argliſtig und entgegnete: „So etwas zu ſchaffen, iſt keine Hexerei, Bauer; wenn du mir deine Seele verſchreibſt, ſo will ich dir dreißig Jahre umſonſt dienen!“ Der Bauer dachte: „Dreißig Jahre iſt eine lange Zeit, und ein ſolcher Knecht kann dich reich machen.“ Er überlegte daher nicht lange und ſchloß den Vertrag ab.

Der Bauer kam ſehr ſchnell zu Reichthum; denn der Knecht arbeitete unermüdlich in Haus und Hof, in Wald und Feld. Da er alle Arbeiten verſtand, brauchte der Bauer keine andern Dienſtboten. Er hatte nur noch damit zu thun, das Geld zu häufen. Mit neidiſchen Blicken ſahen die Nachbarn auf ſein ſchönes Vieh, auf ſeine großen Futter- und Kornvorräte und auf ſeinen wachſenden Reichthum.

Der Bauer dachte bald gar nicht mehr an den Vertrag. Wie erschraf er daher, als eines Sonntags der Knecht zu ihm sagte: „Bauer, ich habe dir nun neunundzwanzig Jahre treu gedient. Übers Jahr ist meine Zeit um, und du verfällst mir dann mit Leib und Seele.“ — „Bruderherz“, sprach der Bauer verlegen, „rühr heute doch nicht alte Geschichten auf. Bis zum nächsten Jahr ist noch lange Zeit, und wer weiß, was bis dahin geschieht. Mache dir jetzt noch keine Sorgen!“

Die Zeit verstrich. Plötzlich wurde der Bauer schwer krank. Der Knecht wollte ihm diese und jene Arznei reichen, aber der Kranke wies alles zurück. Manchmal täuschte er ihn auch, indem er sich stellte, als wenn er seine Tränklein, Pulver und Pillen einnähme. In Wirklichkeit hatte er einen unüberwindlichen Abscheu vor seinem langjährigen Knecht bekommen.

In seiner Not entsann sich der Bauer eines Einsiedlers. Er schickte sein Weib zu ihm und ließ ihn zu sich bitten. Der Einsiedler, der in allen Dingen wohl erfahren war, erkannte bald den Grund der Krankheit und sprach mit ernstern Worten zum Bauern: „Willst du genesen, so gib deinem Knecht sogleich den Laufpaß und bringe dein Liebstes zum Opfer. Kannst du das, so will ich versuchen, deine Seele zu retten. Sag an, was ist dir das liebste Wesen?“ In seiner Angst dachte der Bauer weder an Weib und Kind, denn diese waren ihm gleichgültig. Er verfiel vielmehr auf seine Zuchtsau im Stalle, um die ihn jeder Nachbar beneidete.

Er sprach daher nach einigem Besinnen: „Meine Zuchtsau geht mir über alles. Eher gebe ich meine

Seligkeit dahin als meine Sau!“ Da wurde der Mann gar zornig und rief: „Elender Tor, in die Hölle lasse ich dich nicht, aber der Himmel sei dir auch verschlossen. Werde ein Spaz, der durch Geiz und Habsucht seinesgleichen suchen soll!“ Sprach's, tat einen Zauberspruch, und die Seele des kranken Bauern flog als Spaz zum Fenster hinaus. Den Leichnam bestattete er auf dem Friedhof, damit der Teufel kein Anrecht an ihm haben könne. An seine Stelle legte er die Sau ins Bett.

In der folgenden Nacht erhob sich ein schweres Unwetter. Sturm und Regen hausten gar schrecklich. Plötzlich um Mitternacht wurde das Fenster weit aufgerissen, der Teufel fuhr hinein, stürzte auf das Bett, ergriff die Sau beim Ohr und schrie: „Mein bist du! Dreißig Jahre habe ich dir gedient, jetzt sollst du mit mir für ewig zur Hölle fahren!“

In seiner Bier hatte der Teufel den Betrug nicht bemerkt. Erst, als er auf der „Teufelstanzel“ angelangt war, um von hier aus in sein Höllenreich zurückzukehren, wurde er den Irrtum gewahr. Wütend zerriß er die Sau und warf die Stücke weit von sich. Einen Schinken warf er weit über Graudenz weg bis in den Kreis Marienwerder hinein. Dort fand ihn ein armer Bauer, labte sich daran, konnte ihn aber nie aufessen. Er erbaute sich daselbst eine Hütte, und seine Nachkommen begründeten das Dorf, das bis auf den heutigen Tag Schinkenberg heißt. Den Schweinskopf hatte der Teufel an die steilen Weichselufer nach Böslershöhe geworfen, so daß ein Teil der Ufer in die Weichsel stürzte. Wo die übrigen Teile geblieben sind, weiß man

nicht. Der Teufel selbst war so erbost, daß er mit seinem Absatz einen Teil der „Teufelskanzel“ in die Weichsel stieß und selbst in den Strom hinabfuhr.

Alle Jahre um die Johanniszeit sucht er durch Hochwasser die „Teufelskanzel“ weiter zu zerstören und die Niederung zu vernichten. Wenn dann die Wogen besonders hochgehen, sagen noch heute die Anwohner: „De Diewel es wäder los.“

Der Teufel von Schöndorf.

Zu dem Ansiedlungsgut Schöndorf im Kreise Strassburg gehört ein See mit einer kleinen, bewaldeten Insel in der Mitte. Dort soll vor vielen, vielen Jahren der Teufel gehaust haben. Einen besseren Wohnsitz hätte er sich für seinen Zweck nicht wählen können; denn zu beiden Seiten des Sees führen Wege nach der Stadt Strassburg, die von jeher recht belebt waren.

In allerlei Verkleidung gesellte sich der Teufel zu den Leuten, die dort vorbeikamen. Er spielte ihnen allemal so übel mit, daß sie meist zu fluchen begannen. Das wollte der Teufel ja nur haben. Weil er schon so manchem Menschen an Leib und Seele Schaden zugefügt hatte, mieden die Leute zuletzt die verrufenen Straßen oder kehrten schon vor Sonnenuntergang heim.

Weil der Teufel schon längere Zeit nicht gesehen war, bekam ein Mann aus Königsmoor an einem Februartage Lust, in die Stadt zu gehen. Er wollte dort nichts mehr und nichts weniger tun, als sich bezechen. Er dachte bei sich: „Und wenn mir auch der Teufel samt

seiner Großmutter begegnet, in den Krug gehe ich heute doch.“ Weil er kein Geld zu Schnaps und Tabak hatte, packte er die wenigen Eier, die seine Hühner gelegt hatten, in einen Korb, zündete seine Pfeife an und machte sich auf den Weg. Da trat seine Frau in die Stube. Sie erriet sogleich, was der Mann vorhatte, griff nach dem Korb, um ihm die Eier, die sie für ihre Kinder brauchte, abzunehmen. Der Mann jedoch schlug ihre Hand weg und ging von dannen. Die Frau rief ihm noch nach: „Dat di de Diewel doför holt!“

Der Mann ging ruhig dem Städtchen zu; war er doch längst an solche Drohungen seiner Frau gewöhnt. Als er unweit des Schöndorfer Sees seine frisch gestopfte Pfeife angezündet hatte und wieder auffah, bemerkte er einen grün gekleideten Herrn neben sich. Der grüßte ihn freundlich und bat ihn, mitzukommen. Er folgte ihm auch bis an das Ufer des Sees, der zugefroren war. Als der Mann sich weigerte, weiterzugehen, packte ihn der Jäger und schleppte ihn mit sich. Die Pfeife fiel ihm aus dem Munde und die Mütze vom Kopfe. Alles Ringen war umsonst; der Grüne hatte übermenschliche Kräfte. Da bemerkte der Mann, daß die Füße seines Gegners keine Spuren im weichen Schnee hinterließen, und nun wußte er, woran er war. In seiner Angst bot er dem Teufel die Eier als Lösegeld an. Der Teufel lachte laut auf, ließ dabei aber den Mann los, der durch die Eisdecke brach und nie wieder gesehen wurde.

Zu derselben Stunde krachte es daheim in der Stube, als wenn alle Bänder der Wassertonne zersprängen.

Die Frau eilte hin, um zu verhüten, daß sich das Wasser in der ganzen Stube verbreite, fand aber nichts vor. Da gedachte sie ihres bösen Wunsches und eilte ihrem Manne nach, so schnell sie konnte. Sie sah aber nur noch seine Mütze und den Korb unweit der Insel liegen. Weinend kehrte sie zurück und klagte sich vor allen Leuten an, an dem Tode ihres Mannes schuld zu sein. —

Zu derselben Zeit lebte daselbst auch ein Schneider. Er arbeitete zwar fleißig mit seiner Nadel, aber noch fleißiger kränkte er mit seiner spizen Zunge die lieben Nächsten. Es war daher kein Wunder, daß er einen Kunden nach dem andern verlor. Als die Not immer höher stieg, Frau und Kinder nichts mehr zu beißen hatten, dachte er bei sich: „Es geht nicht anders, der Teufel muß helfen!“ Er suchte ihn am See auf und schloß mit ihm einen Vertrag auf zwanzig Jahre. Nach Ablauf dieser Frist sollte die Seele des Schneiders dem Teufel gehören. Dafür solle er ihn und seine Familie aufs beste versorgen.

Als die zwanzig Jahre vergangen waren, stellte sich der Teufel pünktlich ein, um den Schneider zu holen. Dieser hatte seine Uhr zurückgestellt und sagte: „Noch ist es zu früh, erst mußt du mir einen großen Stein über den See tragen!“ Der Teufel suchte sich eiligst Stricke zusammen, schlang sie um den Stein, nahm ihn auf seinen Rücken und wollte ihn hinüber tragen. Aber der Schneider hatte hinterlistig einige Stricke zerschnitten, damit die Arbeit dem Teufel nicht gelänge.

Traurig ging der Fischer zum Weitsee hinunter, setzte sich auf einen großen Stein und dachte an die Maränen und an den hartherzigen Edelmann.

Da kam ein fremder Mann des Wegs gegangen, stellte sich müde und setzte sich neben den Fischer. Beide kamen in ein Gespräch, und der Fremde wußte sehr bald um die Not des Fischers.

„Ich kann dir helfen; verschreibe mir deine Seele, so bekommst du Maränen, so viel du willst“, sprach der Teufel, denn das war der Fremde.

Der Fischer besann sich nicht lange und verschrieb dem Teufel seine Seele. Vor Morgengrauen erschien dann der Teufel wirklich wieder, wie er versprochen hatte, und schleppte einen großen Sack mit Maränen heran.

Nun bekam der Fischer es doch mit der Angst zu tun. Gottlob fiel ihm noch rechtzeitig ein, daß der Teufel den Hahnenschrei nicht vertragen könne. Schnell krächte er dreimal wie ein Hahn. Und siehe da! Der Teufel ließ vor Schreck den Sack fallen und verschwand.

Der Fischer aber hat sich ob seiner List gefreut, hat den Sack aufgebunden und die schönsten und größten Maränen für das Festmahl ausgesucht. Die übrigen warf er in das Wasser, und so sind die Maränen in den Weitsee gekommen.

Die Hechte im Pfaffensee.

Bei Buchau, das in der Nähe von Lobsens liegt, trennt eine schmale Hügelkette zwei Seen voneinander. Der größere von ihnen heißt der Pfaffensee.

Doch hatte er sich selbst betrogen; denn der Stein fiel herunter und zermalmte ihn. Er bedeckte aber auch die Füße des Teufels, der vor Schmerzen laut aufschrie. Schnell kamen die Männer des Dorfes herbei und schlugen auf den Teufel ein. Selbst ein widerlicher Schwefelgeruch, der von dem Teufel ausging, hielt die Leute in ihrem Grimm nicht auf. Immer schneller und immer schwerer sausten die Hiebe auf den Übeltäter. Erst als er versprach, die Gegend für immer zu verlassen, ließen die Bauern von ihm ab. Schnell befreite sich der Teufel vollends, verschwand und wurde nie mehr gesehen.

Der Teufelsstein hat dort noch lange Jahre gelegen, bis er dann gesprengt und zu Bauten verwendet wurde.

Wie die Maränen in den Weitsee kamen.

In der Nähe des Weitsees, der im Karthäuser Land liegt, wohnte einst ein reicher Edelmann. Da er es liebte, in Saus und Braus zu leben, gab es auf seinem Edelsitz manch ein fröhliches Festgelage.

Auf solch einem Fest wollte nun der Edelmann seinen Gästen Maränen vorsezen. Dieser wohl-schmeckende Fisch war aber in keinem See daselbst aufzutreiben. Obwohl der Edelmann das wußte, gab er seinem Fischer dennoch den Befehl, Maränen zu beschaffen. „Lohn und Brot und Freiheit verlierst du, falls du mir die Fische nicht in die Küche schaffst!“ drohte ihm der Edelmann.

Einst hatte ein Fischer beide Seen gepachtet. Da es ihm an Geld fehlte, ein Zugnetz zu kaufen, dachte er mit dem Teufel einen Pakt zu schließen. Doch wollte er dabei sein Seelenheil nicht verlieren und versuchen, den Teufel selber zu pressen. Wie alle Fischer wußte er nun, daß der Hecht in dem Skelett seines Kopfes Nägel, Hammer, Kreuz und Spieß des Gekreuzigten trägt.

Er lud also den Teufel zu sich und machte ihm folgenden Vorschlag: „In der kommenden Nacht mußt du alle Fische aus dem Pfaffensee in den Kleinen See tragen und mir einen Kescher voll Gold verschaffen. Dafür bekommst du alsdann meine Seele. Gelingt es dir aber nicht, alle Fische hinüberzuschaffen, so bleiben Gold und Seele mein.“

Voller Hast und Freude ging der Teufel auf den Pakt ein, dachte aber nicht an die Hechte. Kaum hatte er um die Mitternachtsstunde sein Werk begonnen, als er merkte, daß er diesmal der Geprellte war; denn alle Fische brachte er spielend hinüber in den Kleinen See; aber nicht einen einzigen Hecht. So war er denn sein schönes Geld losgeworden, ohne damit eine Seele einzufangen.

Heute noch ist der Pfaffensee reich an Hechten, während der Kleine See sie entbehren muß.

Der Spielmann von Gribno.

In einem Dorfe bei Karthaus wohnte einst ein Spielmann. Der hatte sich dem Teufel unter der Bedingung verschrieben, daß ihn niemand im Geigenspiel übertreffen sollte. So hatte er bald einen großen Ruf er-



langt, und kein anderer Geiger konnte gegen ihn aufkommen. Täglich war er auf Hochzeiten, Kindtaufen und Tanzgelagen und verdiente schönes Geld.

Eines Tages spielte er im Krüge zu Karthaus zum Tanz auf. Da trat ein fremder Geiger ein und bat um Erlaubnis, spielen zu dürfen. Der einheimische Spielmann hatte nichts dagegen, hoffte vielmehr, nun einmal so recht seine Meisterschaft zeigen zu können.

Aber wie verwunderte er sich, als der Fremdling eine so liebliche und unbekannte Weise aufstrich, daß die Bauern immer mehr von ihm hören wollten. Wett-eifernd spielte auch er seine besten Stücke, aber niemand achtete auf ihn. Alle verlangten immer neue Stücke von dem Fremden. Endlich sammelte er seinen Lohn ein und ging in die Nacht hinaus. Er schlug den Weg nach Gribno ein, der am Klostersee entlangging.

Von wahnsinniger Eifersucht erfaßt, folgte ihm der Karthäuser Spielmann und forderte ihn auf, ein Wettspiel zu beginnen.

Der Fremde schwieg und wanderte weiter, während jener immer dringender seine Aufforderung wiederholte. Endlich an einem kleinen Bache vertrat er dem Fremden den Weg. „Ich laß dich nicht, du mußt mit mir um die Wette spielen, und wenn es mein Leben kosten sollte!“ rief er in höchster Erregung.

Der Fremde machte jetzt Halt und erhob seine Geige. Nun begannen beide ein Wettspiel, das immer lauter und mächtiger durch die Stille der Nacht erklang. Immer wilder und leidenschaftlicher wurden ihre

Weisen. Das Spiel des Fremden ließ selbst seinen Gegner erschauern.

Unmerklich stieg bei den Tönen der fremden Geige der Bach immer höher und höher, bis die Fluten den beiden Spielleuten bis an die Brust reichten. Da schoß plötzlich des Fremden Gestalt riesengroß in die Höhe, und zugleich legte sich ein roter Mantel um seine Schultern. „Erkennst du jetzt deinen Meister?“ so rief er, „deine Zeit ist um!“

Da riß das Wasser die Ufer ein und begrub den unglücklichen Spielmann. Am anderen Morgen fand man seine Leiche. Man begrub ihn dort und schmückte das Grab mit Blumen. Aber sofort stieg das Wasser und riß beides hinweg. Fortan will dort keine Blume blühen, wo die Stätte des Verlorenen ist.

Die Nalmutter des Espensees.

An der alten Heerstraße der Lucheler Heide, die über Klinger und Osche nach Neuenburg führt, liegt mitten im Walde der freundliche Espensee. Früher gab es in diesem See so viele Nale, daß der Fischer beim Lichten seiner Nalreusen allemal seine helle Freude an dem reichen Fang hatte. Eines Tages nun war eine seiner Reusen so voller Nale, daß auch nicht einer mehr darin Platz gehabt hätte. Wie erstaunt aber war der Fischer, als er unter den Nalen auch die Nalmutter des Sees bemerkte. Von seinem Großvater her wußte er um das Aussehen der Nalmutter. Sein Großvater hatte

ihm auch erzählt, daß sie all die andern Aale bei Gefahr anlocke.

„Das kann gut werden!“ dachte der Fischer, füllte seinen Sicken mit den Aalen und warf dann die Keuse mit der Alalmutter in den See zurück. Versteht sich, daß er des anderen Tages wieder eine Keuse vollgepfropft mit Aalen lichtete. Und so auch den dritten Tag. Obwohl der Fischer gar nicht wußte, wohin mit all den Aalen, holte er auch den vierten Fang nach Hause. Kaum aber hatte er sie ans Ufer gebracht, um wieder die Sicken zu füllen, da wurden die Aale zu Kreuzottern und schlängelten sich zu Tausenden dem Walde zu. Seitdem gibt es in der Tucheler Heide Kreuzottern genug. Aus dem Espensee aber sind die Aale für immer verschwunden.

Das Tuch mit den Winden.

Ein Danziger Schiffer, der „Goldwasser“ nach Schweden gebracht hatte, wollte möglichst schnell wieder heimkehren. Er hatte Glück; er traf einen Schiffer aus Finnland, der mit günstigem Wind Handel trieb. Er kaufte für viel Geld ein Tuch, in das drei Knoten gemacht waren. Der erste Knoten sollte einen leichten Wind, der zweite Knoten einen stärkeren Wind und der dritte einen Sturmwind einschließen.

So verließ der Schiffer den fremden Hafen, um seiner Heimat zuzusegeln. Da bei der Ausfahrt Windstille herrschte, löste er alsbald den ersten Knoten und fuhr mit sanftem Wind dahin. Um größere Geschwin-

digkeit zu erreichen, öffnete er auf dem offenen Meer auch den zweiten Knoten. Ein kräftiger Wind blähte die Segel, und rasch trieb das Schiff den heimatischen Gestaden zu. Daran wollte sich der Schiffer genügen lassen. Unbemerkt hatte er aber darauf das wunderbare Tuch verloren. Ein Matrose fand es. In der Meinung, in dem Knoten Geld zu finden, öffnete er ihn. Sogleich brach ein furchtbarer Sturm los, und bald wurde das Schiff an den Klippen zerschellt. Nur mit größter Mühe retteten der Schiffer und seine Leute das nackte Leben.

Das erträumte Glück.

Ein armer Töpfer aus Stolzenberg bei Danzig hatte einmal einen sonderbaren Traum: eine unbekannte Stimme forderte ihn auf, nach Prag zu wandern und auf die große Brücke zu gehen; dort würde er sein Glück finden.

Kurz entschlossen machte er sich auf den Weg nach Prag. Dort wanderte er den ganzen Tag die große Brücke auf und ab, ohne von dem erträumten Glück etwas gewahr zu werden.

Spät am Abend trat ein fremder Mann auf ihn zu und fragte ihn, was er eigentlich suche. „Ich komme von Danzig her; ein sonderbarer Traum hieß mich auf die große Brücke mein Glück suchen.“

Kaum hatte der Fremde die Worte gehört, als er ebenfalls von einem erträumten Glück zu erzählen begann: „Ich habe von einem Ort Stolzenberg bei Danzig geträumt, dort steht am Ende des Schanzen-

weges ein kleines Haus. In diesem Hause steht ein grüner Kachelofen. In diesem Kachelofen ist aus früheren Kriegszeiten ein großer Schatz eingemauert. Vielleicht kannst du mir helfen, diesen Schatz zu heben.“

Der arme Töpfer war erstaunt, daß der Fremde gerade sein eigenes Haus genannt hatte. Er gab eine ausweichende Antwort, und beide schieden voneinander.

Sehr bald verließ unser Töpfer die Stadt Prag und machte sich auf die Heimreise. Kaum war er zu Hause angekommen, und kaum hatte er seine Angehörigen begrüßt, als er daranging, den Ofen abzubrechen. Wie groß war sein Erstaunen, als er an der angegebenen Stelle einen großen Schatz fand.

Fortan taten Armut und Not der Töpferfamilie nicht mehr weh.

Die Erschaffung des Karthäuser Landes.

Als der Herrgott die Welt geschaffen hatte, wollte er sehen, ob sich nun alle Menschen dort unten auf der Erde auch wohl und glücklich fühlten. Er lud sie zu sich in den großen Himmelsaal, bewirtete sie aufs beste und sah überall zufriedene Gesichter.

Halt! — Dort unten an der Tafel saß ein Bäuerlein, das recht griesgrämig dreinschaute. „Warum bist du allein so traurig?“ fragte ihn der Herrgott. „Gefällt dir meine Welt nicht? Ist sie nicht schön?“

„Schau selber, Herr, dort unten liegt das Stückchen Erde, das du mir zugewiesen hast. Ode Sandstriche,

durch die kein Wässerlein fließt, kahle Steinäcker, auf denen kein Strauch, kein Baum gedeihen kann: das ist meine Heimat.“

„Du sollst mit mir zufrieden sein“, sagte der Herrgott, griff mit beiden Händen zu und schüttete über die Sand- und Steinwüste seinen reichen Segen aus: fruchtbare Erde und klare Gewässer, schattige Wälder und blühende Sträucher, anmutige Berge und liebliche Täler.

Freudig dankte der Bauer seinem Herrgott, machte sich eilig auf den Weg, um wieder auf die Erde zu gelangen. Wie lieb gewann er jetzt sein Heimatland, sein Karthäuser Land, das nunmehr zu den schönsten Ländern der ganzen Welt gehörte.

De Krestsche Nomensgeschichte.

An de Woterkant entlang: von Niefohrwoter ewer Brösen, Glettkau, Zoppot, Koliebken bet hän no Puzig wohne unger de Fäschers de Krests so scheepelwies', dat man dor to Land nich to sägen plegt: „Wie Sand am Meer“, sondern „Wie Krests tweschen Puzig on Niefohrwoter.“ Dat se dor nu so scheepelwies' wohne, dat es so gekome:

As de Iewe Gott de Mensche schaffe deed, dor docht he: „I wat, kunst uck no dem schöne Puzig twe Liedkes hänsäten, got salen se et dor häwen: Flingern on fresche Hering send em groote See, Dol on Regenoogs em klene See on Kreste on Kruschkes en de Brofs.“

So geschah dat dän uck, on Puzig had siene erschte Mensche.

Enet Dags nu hade onvre Fäscherlied veele Krefte gefange — e ganze Sack voll. Wohän dormet? Dpete ging nich; de Kos' wull se nich; e Schwien wer nich dor; wägschmiete wer sündhaft; on en de Brof trigan — — „Ne!“ seed de Mann, „woto häw eck se dän erscht gefange!“

„De worsche du utheekern!“ seed siene Fru.

Dor ging ons Fäscher enne Wold, fäld e Bom, schläp'd ähm Lus, mok sich dorut Brädersch, Fälge on Spieke, on de Schuwfoor wer fordig. Nu sat he dem Sack met de Krefte oppe Schuwfoor, on koord los emmer no Sinnopgang to. On ewerall, wo he hänkam, reep he siene Krefte ut: „Krest to verkoope, Krest, Krest!“

Nu had ons Fäscher gornicht morckt, dat dat Rad vone Koor e Loch en de Krestsack geschiert had, on emmer, wän he schrech: „Krest to verkoope, Krest, Krest!“ dän ruggeld dat on schuggeld dat so org, dat jedwedet Mol e ganze Loppe Krefte ut dem Sack ut-rutsche deed.

So kam dän de Fäscher bet no Fohrwoter gekoord, woselwst he siene Koor affäten musd, diewons sich ähm hier de Wießel enne Wäg stälen deed. Dor sach he nu de Bescherung, schmeet ver Orger on Bos uck de läzte tiegen Krefte ut dem Sack on reep: „Mienswegs mag jekt ut de Krefte wore, wat well; miensweg sogar Fäscher!“

Ower null! Nu freg ons Puzger siene Doges nich wiet genug operete. Do stunde met eenemol tiegen

Fäscherlied en Fäscherstewels on Öltich on Südwäster ver ähm und lachte onbändig to ähm rewer: „Du Puzger, da häst fein gemokt!“ De ewer duckt sich, nohm siene Koor op on koord trigan, ohne sich uck enmol omtofikde. Wat ewer dat? As he no Brösen nennerkam, stunde dor oppem Plinzeborg en nieje Klust wie ut dem Ein gepält an de därtig Fäscher on lachte ganz onheimlich: „Du Puzger, dat häst fein gemokt!“

Dor häwt de Fäscher et met de Seelenangst gefreegen, häwt siene Koor hängestält, sich hinder de Ohre gekrazd on gemeent: „Donner on Lichtig! so sal dat nu wiedergone bett Kewa on Kuzau on Puzig? Wän dat de lewe Gott erföhren deit, wat eck angericht häw, so schmitt he mie Hals ewer Kopp ut dem Paradies rut.“

„Weetst wat?“ grölde de Fäscher oppem Plinzeborg ähm to, „bliew hier on ewernemm dat Schulteamt.“

Dat let sich de Puzger nich twemol sägen; he trock en de Schultekoot on wer von Stund an de Krefteschult. Dat ower de Krefts von Brösen no Puzig to von Därp to Därp emmer wenger wore, ligt doran, dat dat Loch donnemols en dem Kreftsack von Puzig ut von Därp to Därp emmer gröter wurd.

So geschah dat dän uck, on Puzig had siene erschte Mensche.

Enet Dags nu hade onfre Fäscherlied veele Krefte gefange — e ganze Sack voll. Wohän dormet? Opete ging nich; de Kos' wull se nich; e Schwien wer nich dor; wägschmiete wer sündhaft; on en de Brof trigan — — „Ne!“ seed de Mann, „woto häw eck se dän erscht gefange!“

„De worsche du utheekern!“ seed siene Fru.

Dor ging ons Fäscher enne Wold, fäld e Bom, schläpd ähm Tus, mok sich dorut Brädersch, Fälge on Spieke, on de Schuwkoor wer fordig. Nu sät he dem Sack met de Krefte oppe Schuwkoor, on koord los emmer no Sinnopgang to. On ewerall, wo he hänkam, reep he siene Krefte ut: „Krest to verkoope, Krest, Krest!“

Nu had ons Fäscher gornicht morkt, dat dat Rad vone Koor e Loch en de Krestsack geschiert had, on emmer, wän he schrech: „Krest to verkoope, Krest, Krest!“ dän ruggeld dat on schuggeld dat so org, dat jedwedet Mol e ganze Loppe Krefte ut dem Sack ut-rutsche deed.

So kam dän de Fäscher bet no Fohrwoter gekoord, woselwst he siene Koor affäten musd, diewons sich ähm hier de Wießel enne Wäg stälen deed. Dor sach he nu de Bescherung, schmeet ver Orger on Bos uck de läzte tiegen Krefte ut dem Sack on reep: „Mienswegs mag jekt ut de Krefte wore, wat well; miensweg sogar Fäscher!“

Dwer nu!! Nu kreg ons Puzger siene Doges nich wiet genug opgerete. Do stunde met eenemol tiegen

Fäscherlied en Fäscherstemels on Öltich on Südwäster ver ähm und lachte onbändig to ähm rewer: „Du Puzger, da häst fein gemokt!“ De ewer duckt sich, nohm siene Koor op on loord trigan, ohne sich uck enmol omtofikke. Wat ewer dat? As he no Bröfen nennerkam, stunde dor oppem Plinzeborg en nieje Klust wie ut dem Ein gepält an de därtig Fäscher on lachte ganz onheimlich: „Du Puzger, dat häst fein gemokt!“

Dor häwt de Fäscher et met de Seelenangst gefreegen, häwt siene Koor hängestält, sich hinder de Ohre gekrazd on gemeent: „Donner on Lichting! so sal dat nu wiedergone bett Kewa on Kuzau on Puzig? Wän dat de lewe Gott erföhren deit, wat eck angericht häw, so schmitt he mie Hals ewer Kopp ut dem Paradies rut.“

„Weest wat?“ grölde de Fäscher oppem Plinzeborg ähm to, „bliew hier on ewernemm dat Schulteamt.“

Dat let sich de Puzger nich twemol sägen; he trock en de Schultekoot on wer von Stund an de Krefteschult. Dat ower de Krefts von Bröfen no Puzig to von Därp to Därp emmer wenger wore, ligt doran, dat dat Loch donnemols en dem Kreftsack von Puzig ut von Därp to Därp emmer gröter wurd.

Das stolze und goldene Zeitalter der eisernen Ritter

Ein neuer Völkerfrühling ist über das alte ostgermanische Land der Wissela und des Ilfing gekommen. Eines Tages stehen bei Nessau am großen Weichselknie stolze Ritter in eiserner Brünne. Wie Siegesfahnen wehen ihre weißen Mäntel mit dem schwarzen Kreuz durch das alte Gotenland. Der Landmeister Hermann Balk, der Marschall Dietrich von Bern, der Kämmerer Dietrich von Inteln, die Ritter Heinrich von dem Berge und Conrad von Wiltenhof sind mit ihren Knechten und Knappen die ersten Bannerträger der neuen Zeit. Bald trutzen stolze Burgen auf ins weite Land, Städte werden gegründet, unzählige Dörfer entstehen; denn Bauern und Bürger, Arbeiter und Handwerker sind den siegenden Fahnen gefolgt, um dem urgermanischen Boden wieder deutsche Gesittung zu geben. Wohlstand und Reichtum kehren alsbald hier ein, und die Geschichte spricht stolz und stark vom goldenen Zeitalter des Deutschen Ritterordens. Lied und Sage aber kommen daher und erzählen auf ihre Art von dem Wohlstand der Bürger und Bauern, von der Treue und Tapferkeit der eisernen Ritter.



CURT ZIESMEK

Der Ursprung der Stadt Thorn.

Im Jahre 1231 setzte der Landmeister Hermann Balk mit wenigen Rittern des Deutschen Ordens über die Weichsel. Mit dem Schwert in der Hand betraten sie zum erstenmal den Boden Preußens und gründeten daselbst die Wehrburg Thorn.

Eine mächtige uralte Eiche stand hier. Sie war vor Zeiten das Heiligtum des nordischen Gottes Thor gewesen. Um diese Eiche nun errichteten die Ordensritter ihre Wehrburg und nannten sie Thorn.

Da aber die Weichsel dies Gebiet oft überschwemmte, gründeten die Ritter weiter stromaufwärts eine neue Stadt mit gleichem Namen. Das Wappen der Neustadt Thorn aber erhielt zur Erinnerung an die alte Burganlage den Verteidigungsturm, der aus mächtigen Holzpfeilen errichtet war. Die Trümmer des alten Thorn deckt längst die Erde, und oft soll es dort von Mitternacht bis zum Hahnenschrei umgehen.

Der Hertasee bei Thorn.

Sehr bald ging Hermann Balk mit seinen Rittern an die Eroberung des Preußenlandes. Allenthalben mußte hartnäckiger Widerstand gebrochen werden; denn die preußischen Edlinge wollten sich nicht unterwerfen.

So wohnte auch ein preußischer Edling in der Nähe von Thorn hart an der Weichsel. Er wollte sich durch-

aus nicht mit der neuen Lehre der Ordensritter befreunden und suchte den Rittern Schaden zuzufügen, wo er nur konnte.

Nun hatte er eine einzige Tochter, namens Herta; die war dem neuen Glauben zugetan und hatte sogar heimlich, ohne Wissen der Eltern, mitten im Walde eine kleine Kapelle erbauen lassen. Täglich eilte sie nun hierher, um dem neuen Gott zu dienen.

An einem schönen Frühlingstage fand sie ihre Waldkapelle zerstört und weinte bittere Tränen. Sie wußte wohl, wer ihr das Haus zerstört hatte, und so beschloß sie, nie mehr in die elterliche Burg zurückzukehren.

Als sie sich nun aufraffte, um davonzueilen, versank der Waldboden unter ihren Füßen. An der Stelle, wo sie und der Wald und ihre zerstörte Kapelle in die Tiefe sanken, sprudelte Wasser über Wasser empor und bildete alsbald einen großen See. Das Volk nennt ihn noch heute den Hertasee.

Der getreue Mado.

Zu der Zeit, als der Deutsche Ritterorden das Preußenland zwischen Weichsel und Memel eroberte, lebte in Pomesanien ein Stammesfürst, der sich dem Orden nicht beugen wollte. Lange Zeit hat er sein Land und seine Burgen gegen die Eisenritter verteidigt.

Er hatte aber unter den eigenen Verwandten einen grimmen Widersacher; das war der Schloßhauptmann von Rogau. Der verriet ihn schmähdlichst, so daß der

Pomesanier in die Hände der Ordensritter fiel und bald darauf starb.

Nun hatte der Stammesfürst von Pomesanien einen Sohn, namens Macko; der war weit herumgekommen im Lande des Deutschen Ritterordens. Überall hatte er neben den stolzen Burgen schmucke Städte und blühende Dörfer, überall auch Wohlstand und Gesittung gefunden. So war er dann ein treuer Anhänger des Ordens geworden, um auch seinen Leuten in Pomesanien Glück und Wohlstand zu bringen.

Jahre später brach zwischen dem Deutschen Ritterorden und dem Herzog Swantopolk von Pommerellen ein Krieg aus. Da glaubten viele Stammesfürsten des Preussenlandes, daß nun der Augenblick der Befreiung vom Deutschen Ritterorden gekommen sei. Sie fielen vom Orden ab und schlugen sich auf die Seite des Herzogs Swantopolk von Pommerellen.

Macko aber hielt treu und tapfer an der Seite des Ordens in mancher heißen Schlacht aus, bis der Aufstand niedergezwungen war! Seine Treue und Dankbarkeit gegen den Orden ging soweit, daß er nach seinem Tode, da er keinen Erben hatte, alle seine Güter dem Ritterorden vermachte.

Schuld und Sühne des Ritters Kunibert von Dagfen.

Die nördliche Grenzburg des Kulmer Landes, Rehden, war wohl die schönste und stolzeste Burg im weiten Weichselgau. Als Grenzfestung gegen die trügigen Sudauer hatte Rehden eine besonders tapfere Ordens-

besatzung. Ihr gehörte auch der Ritter Kunibert von Dagfen an.

Wohl hatte Kunibert das dreifache Gelübde des Ordens abgelegt, als er einst der Ritterschaft beigetreten war; aber dennoch grübelte er allen Dingen des Ordens nach. Hier ging man ihm zu hart gegen die Prussen vor, dort waren ihm wieder die Ordensregeln nicht streng genug, ja, er trug sich sogar mit dem Plan, einem andern Orden beizutreten.

Eines Nachts wälzte er sich wieder unruhig auf seinem harten Lager hin und her und fand keinen erquickenden Schlaf. Allerlei Pläne gingen ihm wie immer durch den Kopf. Da wurde er plötzlich von unsichtbaren Händen in den weiten Himmelsaal getragen. Dort stand alsbald sein Landmeister Hermann Balk, der schon längst gestorben war, in voller Rüstung vor ihm und sprach also: „Weißt du, Kunibert von Dagfen, daß du dem Orden die Treue geschworen hast? — Weißt du, Kunibert von Dagfen, daß es hier um alten germanischen Boden geht? — Und weißt du, Kunibert von Dagfen, daß hundert Leute deines Schlags hunderttausend ins Verderben reißen können?“

Nach diesen Worten trugen unsichtbare Hände den Ritter von Dagfen wieder zurück in die Burg Rehden.

Am nächsten Morgen ging der erste große Aufstand der Prussen los. Keiner focht tapferer und ingrimmiger als Kunibert von Dagfen. In jedem Treffen war er in der vordersten Reihe, und in der allerletzten Schlacht starb er den Heldentod für seines Ordens Sache.

Gründung der Burg Rehden.

Der Name Rehden ist deutschen Ursprungs. Das älteste Wappen der Stadt vom Jahre 1440 schließt ein achtspeichiges Rad ein, dasselbe Zeichen, das auch ein altes deutsches Adelsgeschlecht gleichen Namens im Wappen führt.

Im Jahre 1233 kam der Landmeister Hermann Balk mit seinen Ordensrittern in die Gegend von Rehden. Als er vom Wygon aus — das ist ein Höhenzug daselbst — die drei Burgwälle erblickte, sprach er voll Freude: „Bis hierher haben mich die Raden¹⁾ gebracht. Jetzt will ich Raft halten und auf dem nördlichen Burgwalle den Grundstein zu einer schönen Burg legen. Sie soll zum ewigen Gedächtnis den Namen „Raden“ führen.“

Auf einem großen Granitblock wurde alsdann ein Rad mit acht Speichen eingemeißelt. Er liegt unweit der Vorburg und nahe der Brücke im Stadtgraben. Ein gleiches Bild diente später den Rittern der neugegründeten Burg als Siegel. Als um die Burg allmählich eine Stadt entstand, wurde das achtspeichige Rad auch in das Stadtwappen aufgenommen. Aus dem Namen Raden entstand im Laufe der Zeit die Bezeichnung Rehden.

¹⁾ Räder.

Der Mühlstein in der Mauer.

Es ist schon viele hundert Jahre her. Da war ein Müller aus dem Puziger Land mit seinem Fuhrwerk unterwegs nach Danzig. Kurz vor der Stadt kehrte er in einen Krug ein, um daselbst zu übernachten.

„Meinen Wagen kannst du vor dem Krug stehen lassen“, sagte der Müller zum Wirt, „da liegt nur ein Mühlstein drauf.“ — „Und du meinst, der liegt dort gut!“ nickte der Krugwirt dem Müller zu. „Ja, das mein ich“, erwiderte der Müller, „wer mir diesen Mühlstein fortschleppt, der soll ihn gern behalten.“

Das hatten sechs junge Gesellen von der Maurerzunft gehört, die dort im Krug beim Abendschoppen saßen. „Der Mühlstein kommt uns wie gerufen!“ lachte einer der Burschen. — „Wie gerufen!“ lachten auch die fünf andern. Als nun der Müller sein Pferd ausgespannt und fortgeführt hatte, hoben die Gesellen den Stein vom Wagen herunter und rollten ihn zur Stadt hinein. Hier war man seit Wochen und Monaten dabei, eine große Mauer mit Thürmen und Zinnen um die Stadt zu errichten. Dort hinein nun mauerten unsere sechs Gesellen den großen Mühlstein.

Als der Müller am andern Morgen den leeren Wagen sah, war er nicht wenig erstaunt. Der Wirt aber sagte: „Fahr nur zu, so wirst du deinen Stein schon finden.“ Der Müller tat also, kam an die halbfertige Stadtmauer und sah dort am Torweg seinen Mühlstein fein säuberlich als Eckstein eingemauert. Da rief er lachend: „Soll mir auch recht sein! —

Für Danzigs Ehr und Danzigs Wehr
Geb' gern ich meinen Mühlstein her.“

Sich selbst betrogen.

Der Herzog Swantopolk von Pommerellen lag in ewiger Fehde mit dem Deutschen Ritterorden. Eines Tages war er wieder in das Land des Ritterordens eingefallen und hatte dort an der Weichsel sein Lager aufgeschlagen.

Unter seinen Kriegsgefährten war nun einer, der wegen seiner großen Angst vor den deutschen Ordensrittern allgemein bekannt war. Der Herzog hatte ihn darob schon öfters zum besten gehabt; auch heute wollte er seinen Scherz mit ihm treiben.

Er gab deshalb einem seiner Diener folgenden Auftrag: „Wenn meine Ritter und ich bei der Mittagstafel sitzen, kommst du plötzlich mit großer Eile gelaufen und schreist, daß die Kreuzherren im Anzug seien.“ Den übrigen Tischgästen hatte der Herzog den Spaß verraten; nur der furchtsame Gefährte wußte von nichts.

Nun waren aber an diesem Tage die Kreuzherren wirklich gekommen, um den Herzog Swantopolk zu überfallen. Als nun im Lager der Pommereller alles bei der Tafel saß, kam der Diener, der die Ordensritter nun leib- und wahrhaftig gesehen hatte, in größter Bestürzung gelaufen und schrie: „Die Kreuzherren! Die Kreuzherren! Kette sich, wer kann!“ Der furchtsame Krieger sprang eilends davon und rettete sein Leben. Der Herzog und die übrigen Tischgäste lachten aus vollem Halse über ihn. Je mehr der Diener schrie, desto mehr schüttelten sie sich vor Lachen. Plötzlich aber

waren die Ordensritter im Lager und verbreiteten Furcht und Schrecken. Der Herzog und die Seinen stoben auseinander und suchten ihr Heil in der Flucht. Aber die Ordensritter verlegten ihnen den Weg und erschlugen sie alle. Nur der Herzog Swantopolk entkam mit einem seiner Gefährten glücklich bis zur Weichsel. Dort stürzten sie sich Hals über Kopf in den breiten Strom und erreichten schwimmend das andere Ufer.

Der Ritter Guntram von Christburg.

Unter den Ordensbrüdern von Christburg war ein Ritter, der zwar klein von Gestalt, aber groß an Mut und Tapferkeit war. Guntram hieß er — Guntram von Christburg.

Als die deutschen Ordensritter gegen die streitbaren Litauer zogen, war auch Ritter Guntram mit neun seiner Knechte dabei.

Eines Tages war er mit seinen Knechten von dem großen Heerhaufen abgekommen. Er geriet in der Wildnis auf eine Schar feindlicher Litauer. Ein ungleicher Kampf begann; aber der tapfere Guntram wehrte sich mit den Seinen mit wahren Heldenmut. Ein Litauer nach dem andern mußte ins Gras beißen. Aber auch Guntram verlor manchen treuen Knecht.

Schon wollte die Sonne im Westen sinken, als den Ritter Guntram der Spieß eines Litauers so arg traf, daß das rote Blut wie ein Quell aus der klaffenden Wunde kam. Aber Guntram stopfte die tödliche Wunde

zu und kämpfte weiter, bis auch der letzte Litauer erschlagen auf dem Kampfplatz blieb. Darauf sank er von seinem Streitroß und starb in den Armen seines letzten Knechtes.

Der Knecht aber setzte seinen toten Herrn auf das Roß, um ihn nach Christburg zurückzubringen, damit er dort beigesetzt würde. Zwei große, stolze Vögel aber flogen den ganzen Weg bis Christburg mit dem seltsamen Leichenzug mit. Wenn Roß und Reiter und Knecht rasteten, kreisten die großen Vögel da oben in den Lüften solange, bis der Zug weiterging.

Auch als der Ritter Guntram von Christburg beigesetzt war, blieben die dunklen Vögel dem Grabe treu. Auf den Ramter Bergen schlugen sie ihre Horste auf. Alle Morgen, bevor sie die Weiten suchten, und alle Abend, bevor sie wieder heimflogen, umkreisten die stolzen Vögel das Grab des tapferen Ritters Guntram.

Treue Freundschaft.

Zur Zeit des Hochmeisters Gottfried von Hohenlohe lebten auf dem Ordenschloß zu Marienburg zwei Ordensbrüder, die einander in treuer Freundschaft zugehan waren. Im Lande der Thüringer waren sie zu Hause. Der eine war der Ritter Heinemann von Langenwiesen und der andere der Ritter Friedrich von Langeberg. So weit ging ihre Freundschaft und Waffenbrüderschaft, daß sie einander versprachen, einmal nur gemeinsam zu sterben.

Eines Tages sattelte Ritter Friedrich sein Pferd zu einer weiten Reise. Sein Ordensgebieter hatte ihm einen wichtigen Brief für den deutschen Kaiser übergeben. Unterwegs nun stürzte sein Pferd so unglücklich, daß Roß und Reiter ums Leben kamen.

Zur selben Stunde tummelte Ritter Heinemann unten im Burghof sein Roß in fröhlichem Turnier. Da war's ihm plötzlich, als schlug ihm jemand vertraulich auf die Schulter und ebenso plötzlich zitterten die Flanken seines Pferdes. „Bruder Friedrich“, sagte darauf Ritter Heinemann, „das war nicht nach unserm Bündnis, warte, ich hole dich schon ein!“ Damit gab er seinem Roß die Sporen, jagte über die Schloßbrücke zum Tor hinaus in die dunkle Nacht hinein und ward nicht wieder gesehen.

Das Glockenbruch.

Zwischen den Dörfern Schlagenthin und Abrau in der Roschneiderei befand sich ehemals ein großes Moor, das allgemein das Glockenbruch genannt wurde.

Zur Blütezeit des Deutschen Ritterordens stand hier ein schönes Dorf, das zuletzt einer reichen Witwe gehörte. Verwandte waren nicht da, und so vermachte sie bei ihrem Tode das wohlhabende Dorf mit den fruchtbaren Feldern und üppigen Wiesen ihren Nachbarn.

Jeder hätte nun am liebsten das beste Erbteil für sich gehabt. Der eine wollte die ertragreichsten Äcker, der andere die schönsten Wiesen, der dritte das schmuckste Haus haben. Keiner gönnte dem anderen

etwas. Fortan herrschten nur Zank und Streit unter den Leuten daselbst.

Die reiche Witwe hatte nun vor ihrem Tod einen bestimmten Tag zur Verteilung und Übernahme des Erbteils festgesetzt.

Endlich war dieser Tag herangekommen. Schon in den frühesten Morgenstunden eilten die erbberechtigten Nachbarn herbei, um sich ihren Anteil zu sichern. Doch trauten sie ihren Augen nicht. Das schöne Dorf mit den hübschen Häusern, das stattliche Schloß, die schmucke Kirche, die wogenden Getreidefelder, die weidenden Viehherden, alles war vom Erdboden verschwunden. Nur ein weites Moor dehnte sich vor ihren erstaunten Blicken aus.

Aus dem Bruch hat man später häufig dumpfes Glockengeläut gehört, weshalb es den Namen „Glockenbruch“ erhalten hat.

Alt-Hela.

Auf der Spitze der Landzunge Hela lag einst eine blühende Stadt. Noch vor zweihundert Jahren sah man an dieser Stelle die Überreste einer Kirche; auch sie sind verschwunden. Keine Mauer und kein Trümmerhaufen zeigt an, daß hier einst der Wohnsitz von Menschen gewesen ist. Was nicht von den Fluten begraben wurde, hat der Wind verweht, und Heidkraut überwuchert die Stelle, wo einst die prächtige Stadt Hela gelegen hat.

Hohe Dome und Prunkhäuser mit goldenen Türmen leuchteten weit in die See hinein. Stolze Schiffe trugen

die Schätze ferner Länder herbei. In schmucken Läden fand man kostbare Stoffe, Perlen und Edelsteine. Soviel Gold gab es, daß die Leute das Silber verachteten.

Bei solchem Reichtum vergaßen die Helenser aber ihres Gottes. Ein lockeres Leben begann. Ein Fest drängte das andere, und eines war immer glänzender und prächtiger als das andere. Nun sollte einst das Pfingstfest ganz besonders prunkhaft gefeiert werden. Schon am frühen Morgen des ersten Feiertages versammelten sich die übermütigen Menschen, um den ganzen Tag zu durchjubeln.

Aber der Himmel zürnte dem Volk. Plötzlich verfinsterte sich die Sonne, und schwarzes Gewölk bedeckte den blauen Frühlingshimmel. Der Sturm fing an zu heulen und peitschte das Meer zu solcher Höhe auf, daß seine Wellen über die Stadt hinwegbrausten. Die gottlosen Bewohner aber fanden in den Fluten ihr Grab. —

Noch jetzt hört man, so erzählen alte Fischer, an jedem ersten Pfingstsonntage Glockengeläute aus der See emporklingen. Wer dem Klange folgt und auf das spiegelglatte Meer hinausfährt, erblickt tief unten am Grunde die stolze Stadt mit ihren Dächern und Türmen, ihren Straßen und Gassen.

Wehe dem Fischer, der die tote Stadt zu sehen wünscht! Der reiche Glanz blendet ihn, und heftiges Verlangen nach den Schätzen dort unten zieht in sein Herz ein. Kaum ist dies geschehen, dann verschwindet die Stadt, der Sturm bricht los und schleudert Mann und Boot in die Tiefe.

Der Fischmeister zu Scharpau.

Zwischen der Elbinger Weichsel, der Schloßlake und der Vinau breitet sich eine fruchtbare Werderlandschaft aus, die die Scharpau genannt wird. In früheren Zeiten, als die Scharpau noch eine Haffkampe war, gab es hier in den Flüssen und im Haff so viele Fische, daß man sie mit den Händen fangen konnte.

Als nun der Deutsche Ritterorden ins Land kam, errichtete er in diesem Gebiet einen festen Ordenshof mit einer Fischmeisterei. Einer von den Fischmeistern nun, die hier auf dem Scharpauer Ordenshof saßen, hieß Wilhelm von Tossensfeld. Die Leute haben seinen Namen gut behalten. Denn zu seiner Zeit ging der Störfang mit einem Male so stark zurück, daß er den Fischern verbot, irgendwelche Störe fortan für sich zu verbrauchen. Die Fischer hatten nämlich bisher das Recht gehabt, eine bestimmte Anzahl von mittelgroßen Stören nach eigenem Bedarf zu verwenden.

Nun feierten die Fischer der Scharpau einst ein großes Fest. Der Koch des Ordenshofes erbot sich, ihnen beim Herrichten des Festes zu helfen. Die Fischer waren damit gern einverstanden. Sie ließen sich aber von dem Koch bereden, den größten Stör aus dem letzten Fang zurückzubehalten.

Bald darauf hatte der Koch für seinen Fischmeister und dessen Gäste ein mit Thymian und Salbei feingewürztes Störgericht aufzutragen. Dabei kam der Fischmeister auf den Störfang zu reden. Und siehe da, der Koch beklagte sich über die Fischer, um sich lieb Kind

zu machen. Sie hätten ihn gezwungen, so behauptete er, einen großen Stör zu zerlegen und zu ihrem Fest herzurichten.

Da befahl der Fischmeister die Fischer zu sich auf den Ordenshof und fragte sie, ob sie auch sein Gebot befolgt hätten. Sie erwiderten ihm, seine Anordnung sei ungerecht und gegen Gottes Willen. Sie hätten sich nicht daran gehalten und würden es auch künftighin nicht tun. Als der Fischmeister wissen wollte, wer nun den Stör zerlegt hätte, blieben sie die Antwort schuldig.

Da befragte der Fischmeister den Koch, und der bekannte nunmehr seine Schuld; aber er hätte nur den Fischern nachgegeben und auch nur von der Suppe gegessen und das Fleisch nicht angerührt. Doch sehr bald stellte sich die volle Wahrheit heraus. Darauf sprach der Fischmeister folgendes Urteil:

„Hängt ihr den Suppenschlecker,
will's nicht hindern,
laßt ihr ihn laufen,
hängt er euch!“

Da bedachten sich die Fischer nicht lange; sie führten den Koch hinaus und hängten ihn an einer hohen Weide auf.

Seit dieser Zeit hörte man noch oft in der Scharpau sagen:

„Wer de Supp gefreten, de wurd gehangen;
wer den Stör gegeten, de is sien Weg gegangen!“

Der Deichgeschworene zu Gütlland.

Die Deiche und Dämme, die Gräben, Vorfluten und Mühlen im Danziger Werder sind das Werk des Deutschen Ritterordens. Zur Überwachung der Dämme bestellte der Deutsche Ritterorden Deichgeschworene und Deichhauptleute.

Vor langer Zeit lebte in dem Dorfe Gütlland im Danziger Werder ein tüchtiger Deichgeschworener.

Unerwartet früh kam damals in einem Jahr das Hochwasser. Als einer der ersten war der Deichgeschworene am Platze. Er ritt auf seinem Schimmel den Deich entlang und gab seine Anordnungen. Schnell und sachgemäß führten die Bauern sie aus. Aber immer höher schwoll das Wasser an, immer wilder brauste die Weichsel. Unermüdlich ritt der Deichgeschworene den Damm entlang, war bald hier, bald da, prüfte alle Arbeiten und gönnte sich keinen Augenblick Ruhe.

Vergeblich aber war alles Ringen; immer höher stieg der Fluß, immer größer wurde die Angst der Bauern.

Und dann war das Unglück plötzlich da; der Strom hatte an einer Stelle den Deich durchbrochen, und unaufhaltsam fluteten die Wogen nun hinein in das Land, überschwemmten die Felder, brachen hinein in die Obstgärten, rissen die Zäune nieder und drangen in die Häuser und Ställe ein.

Wie war es gekommen? Wie hatte das Unglück geschehen können?

Ein Otternloch war im Deich gewesen. Für ungefährlich hatte es der Deichgeschworene gehalten.

Nun, da es zu spät war, erkannte er die Ursache des Schadens. Verzweiflung packte ihn. Er war es gewesen, der das Unglück verschuldet hatte. So klagte er sich an.

In seiner Verzweiflung gab er seinem Schimmel die Sporen und stürzte sich in die Fluten. —

Als das Wüten des Stromes sich gelegt hatte, gingen die Leute daran, wieder aufzubauen, was ihnen zerstört worden war. Viele Jahre aber noch sprachen sie von ihrem Deichgeschworenen.

Zur Zeit des Hochwassers sahen sie ihn immer wieder auf seinem Schimmel den bedrohten Deich entlangreiten.

Der reiche Bauer zu Nickelswalde.

In dem Ordenslande Preußen lebte zur Zeit des Hochmeisters Konrad von Jungingen ein Bauer mit Namen Niklas, nach dem das Dorf den Namen Nickelswalde erhalten hat. Er war wegen seines Reichtums weit und breit berühmt.

Einmal kehrte der Hochmeister mit seinen Gästen, die aus Deutschland nach der Marienburg gekommen waren, bei ihm ein. Sie sahen das stattliche Haus, das prächtige Vieh und die reichen Felder und setzten sich danach zu Tische. Sie aßen den Braten von silbernen Tellern und tranken den Wein aus silbernen Bechern. Bewundert rühmten sie den Reichtum und die fürstliche Pracht in dem Bauernhause.

Nur eins war ihnen sonderbar. Statt der Stühle standen um den Tisch zwölf Tonnen. Auf diesen lagen ringsum Bretter, auf denen die Herren saßen. Als das Mahl beendet war, forderte der Hochmeister den Bauern auf, nun sein Geld zu zeigen. Er bat die Herren, aufzustehen und rückte dann die Bretter weg. Da waren elf Tonnen ganz mit Gold gefüllt, in der zwölften reichte das Gold bis zur Hälfte. Erstaunt blickten die Herren auf den ungeheuren Reichtum; der Hochmeister aber befahl seinem Schatzmeister, dem Bauern auch die letzte Tonne mit Gold aus der Schatzkammer in der Marienburg füllen zu lassen. So konnte er in Zukunft sagen, daß in seinem Lande ein Bauer wohne, der zwölf Tonnen voll Gold habe.

Der Buttermilchturm zu Marienburg.

Zur Vorkburg des Marienburger Schlosses gehört auch der Buttermilchturm, der so fest und so stark ist, als wäre sein Mörtel von ganz besonderer Art. Die Wetterfahne auf dem Turm zeigt eine Bauersfrau am Butterfasse. Diese Wetterfahne ist ein vortreffliches Sinnbild für den Fleiß der Bauersfrauen im Großen Werder. Der Volksmund aber hat sich damit nicht zufrieden gegeben. Vom Butterfasse zum Buttermilchturm ist ein gar kurzer Weg, und von der Bauersfrau zum Bauern selber ist noch schneller eine Brücke geschlagen.

Und so wußte der Volksmund gar bald eine Geschichte zu erzählen.

Die Bauern im Großen Werder waren in früheren Zeiten recht übermütig und gottlos. Sie liebten den Krug vielmehr als den Pflug, und heckten oft genug allerlei unnützes Zeug aus, vor allem dann, wenn ihre Frauen fromm und sitzsam in der Kirche saßen.

Das hat dem Herrn Ordensmeister nicht gefallen. Und er hat den Bauern aufgetragen, einen Turm zu bauen, so stark und so fest, wie man ihn bisher noch nicht gesehen hätte. Aber das hat unsere Bauern weiter nicht bedrückt. Sie wollten auch hierbei noch ihren Spaß haben. Sie sind mit einem ganz großen Faß Buttermilch zur Marienburg gefahren; daselbst haben sie dann ihren Mörtel nicht mit Wasser, sondern mit Buttermilch hergerichtet, und dieser Mörtel hat den Turm so fest gemacht. Seitdem heißt der Turm der Buttermilchturm.

*

Es gibt noch eine andere Sage vom Buttermilchturm.

Eines Tages ist der Ordensmeister hungrig und durstig in das Dorf Lichtenau gekommen. Um seinen Durst zu löschen, hat er eine Bauersfrau um einen Trunk Buttermilch gebeten und sich nachher für die köstliche Labung bedankt.

Als die Bauern davon erfuhren, haben sie abends im Krug darüber weidlich gelacht; wie konnte auch ein Ordensherr seinen Durst mit gewöhnlicher Buttermilch löschen! Nicht genug mit dem Lachen, nein, sie heckten noch einen besonderen Spaß aus. Sie schickten zwei ihrer Bauern mit einem großen Faß Buttermilch zur

Burg; die Buttermilch sollte für den Durst des Ordensmeisters bestimmt sein.

Aber der Ordensmeister war diesmal doch der Spielverderber; er ließ die beiden Bauern in den Turm der Vorburg setzen. Hier mußten sie solange eingesperrt bleiben, bis sie die ganze Buttermilch ausgetrunken hatten.

Daraufhin hieß nun der Turm sehr bald der Buttermilchturm, wie er ja heute noch heißt.

Tolkemit und Frauenburg.

Die schmucke Stadt Tolkemit am Frischen Haff hatte zur Zeit des Deutschen Ritterordens nicht nur ein Pfandhaus, sondern auch einen Pfandstall. Dahinein wurden die Ziegen und Schweine, die Pferde und Rinder gesperrt, die sich gelegentlich einmal von außerhalb her auf das Frauenburger Gebiet verlaufen hatten.

Eines Tages nun hatte ein Ziegenbock aus dem benachbarten Haffstädtchen Frauenburg den Grenzstein übersehen. Mit Hussa und Hallo führten die Tolkemiter den Überläufer in ihren Pfandstall und hofften, ein gut Stück Lösegeld herauszuschinden. An der Stalltür fehlten aber das Schloß und die Obertür; diese war hier überflüssig; denn die Untertür war immerhin so hoch, daß der Ziegenbock nicht hinübersetzen konnte. Da kein Krampenholz bei der Hand war, steckten die Tolkemiter eine Steckrübe in die Krampe. Das kluge Böcklein wußte, wo Luchs Bier holt, verzehrte wohlgemut

die Rübe, stieß alsdann die Tür auf und sprang fröhlich wieder heim. Seit dieser Zeit nannten die Tolkemiter ihre Nachbarstadt: Bockstall und die Leute daselbst: Bockstädter.

Die Frauenburger versuchten nun, den Spott heimzuzahlen. Sie erzählten überall folgende Geschichte:

„Da hat einmal ein Riesenaal im Frischen Haff sein Unwesen getrieben und auch die Stadt Tolkemit bedroht. Die Tolkemiter mußten ihn gut verpflegen, um das Unheil von der Stadt abzuwenden. Als sie ihm aber einmal ihr selbstgebrautes Bier gaben, starb der gefürchtete Aal daran. Unter dem Jubel der Tolkemiter wurde er an eine Kette gelegt. Die Stelle, an welcher der tote Aal angekettet war, ist heute dort noch zu sehen, ebenso ist auch die Kette noch vorhanden. Der lange abschüssige Waldweg im Wiecker Forst, auf welchem der Aal entlanggeschleppt wurde, hieß seit jener Zeit „Langer Aal“.

Einmal hatte Tolkemit eine Belagerung durch eine große Schar von Stinten auszuhalten. Zwar wurde der Angriff siegreich abgeschlagen, aber die Frauenburger bezeichneten die Tolkemiter Bürger fortan als Stintstecher.

Thorner Katharinen.

Vorzeiten stand in Thorn an der Weichsel ein altes Kloster. Die Nonnen, die in diesem Kloster wohnten, konnten aufs allerbeste kochen und backen, schmoren und braten. Den Honigkuchen aber wußte keine Nonne besser herzustellen als Katharina. Er war so wohl-

schmeckend, daß er bald den Weg von der Klostertafel in die Stadt fand. Wo nun viel Ware verkauft wird, kommt Geld in den Säckel. Und so wurde denn auch das Nonnenkloster reich.

Kein Wunder nun, daß die Bäcker und Hausfrauen der Stadt Thorn zu gern hinter das Geheimnis des Honigkuchens gekommen wären: die einen, um Geld zu raffen, die andern, um sich ein so gutes Gebäck zu verschaffen.

Aber die Klosterschwestern wahrten das Geheimnis, bis — — ja, bis eines Tages ein pfiffiger Bäckergefelle es einer jungen Nonne abschwahte.

Nun dauerte es nicht lange, da wußten alle Thorner Kuchenbäcker diese feinen Pfefferkuchen zu backen. Als „Thorner Katharinen“ eroberten sie sich die ganze Welt.

Die Schicksalswende

Die Zeit der schwertstarken Ordensbrüder findet ein Ende mit Schrecken. Der Orden versteht es nicht, mit der vorwärtsschreitenden Zeit Tritt zu fassen, und so erstickt er in den Fesseln einer blutleer gewordenen Einrichtung. Die mutigsten, tapfersten und stärksten Männer welken dahin, ohne in den ewigen Kreislauf von Sterben und Werden eingeschlossen zu sein.

Die Sage berichtet darüber mit abschreckender Gebärde, deutet aber auch an, daß durch Treue und Fleiß, durch Mut und Tapferkeit eine Schicksalswende kommen wird.

Ewiger Fluch dem Verrat.

Der Deutsche Ritterorden hatte den beiden Brüdern Nickel und Hans von Renns für treue Dienste weite Ländereien im Kulmer Land geschenkt. Dennoch waren beide unzufrieden mit dem Orden. Mit neidvollen Blicken schauten sie hinüber nach Polen. Der König dafelbst ließ seine Adligen nach Willkür schalten und walten. Dort konnten die Herrenleute auf Kosten ihrer Bauern und Scharwerker ein Leben in Saus und Braus führen. Dagegen führten die Scharwerker und Bauern ein elendes Hungerleben.

Die Unzufriedenheit der beiden Brüder Nickel und Hans ging soweit, daß sie sich mit andern unzufriedenen Landadligen zusammentaten. Sie schlossen gegen den Orden einen geheimen Bund.

Nickel von Renns schrieb am 24. Februar 1397 die Stiftungsurkunde dieses verräterischen Bundes nieder und beschloß sie also: „Das Zeichen dieses Bundes soll sein eine Eidechse!“ — „Eine Eidechse wird dich zu Fall bringen, Nickel von Renns!“ warnte der alte Henner von Lünnen, der auch eingeladen war, dem Bund beizutreten. Man verlachte ihn. Noch einmal warnte er: „Eine Eidechse wird dich zu Fall bringen!“ und verließ alsbald den Raum. — — —

Jahre später war's! Die Schlacht von Tannenberg hatte begonnen. Polen, Litauer, Tataren, ja, selbst

deutsche Söldner standen dem Ordensheer gegenüber. Stundenlang wogte der Kampf. Schon wankten die Reihen der Feinde. Da fiel der tapfere Hochmeister Ulrich von Jungingen. Trotzdem schien die Schlacht für die Polen verloren. Aber nun geschah etwas ganz Ungeheuerliches: aus dem Mitteltreffen des Ordensheeres löste sich die Fahne der Ritterschaft des Kulmer Landes, welche Nickel von Kenys anführte, und ging zu den Feinden über. Der Verrat war in das siegende Ordensheer eingebrochen, und somit ging die Schlacht für den Orden verloren. — —

Eine Woche später lag Nickel von Kenys mit seinen Mannen vor der Marienburg. Spät am Abend kam er in das Zeltlager des polnischen Königs Wladislaw Jagello und verlangte den Lohn für seinen Verrat bei Tannenberg. „Der soll dir werden!“ lachte verschlagen der polnische König, „der erste Sturm auf die Marienburg gegen Heinrich von Plauen ist dir und deinen Kulmer Rittern zugedacht.“ —

Nickel von Kenys liegt nun vor der Burg in einem Buschverhau wohlversteckt und trifft Anordnungen zum Sturm auf die Burg. Da läuft eine Eidechse über seine Hand. Erschreckt fährt er in die Höhe. In demselben Augenblick hat der Bolzen einer Armbrust seinen Weg zu dem Buschverhau gefunden. Er trifft den Nickel von Kenys mitten ins Herz. „Das Zeichen soll sein eine Eidechse — — — ewiger Fluch dem Verrat!“ Das waren des Ritters letzte Worte.

Die drei Ritter vom Totental.

Es war im Herbst. Die Wälder färbten sich schon bunt. Da pflügte ein Bauer aus Wojnowo im Kreise Kippin seinen Acker um, der in einer langgestreckten Landfurche lag, die im Volksmund das Totental hieß. Als es zum Abend ging und die Sonne die Erde berührte, sagte der Bauer zu seinem Pferde: „Genug für heute, Brauner, sind beide seit dem letzten Krieg auch nicht mehr die Jüngsten.“ Als hätte der Braune die Worte verstanden, so freudig wieherte er Antwort. Lachend meinte der Bauer: „Hättest wohl Lust auf einen neuen Krieg?“ Doch der Braune ließ seinen Kopf hängen.

Da sah der Bauer von ungefähr drei stolze Rosse wohl gestaltet und blank aufgezümt am Rain stehen. Verwundert schickte er sich an, sich den Pferden zu nähern, blieb aber alsbald wie angewurzelt stehen. Drei Krieger in zeitenferner Rüstung standen wie aus der Erde gewachsen am Hagebuttenstrauch, der neben Erlen- und Ulmengehölz den Rain einsäumte. Die Ritter trugen weiße Mäntel und große schwarze Kreuze darauf. Ihre Schilder, auf die sie sich stützten, waren geborsten und ihre Schwerter wiesen viele Scharten auf. In ihrem Antlitz aber standen der Gram und die Sorge einer verlorenen Schlacht.

„So war's nicht gemeint, so ernst, das mit dem Krieg!“ sagte der Bauer. Da verschwanden Rosse und Reiter im Nu, der Braune vor dem Pfluge wieherte

freudig auf. Der Bauer aber schritt durch die aufsteigenden Nebel des Totentalcs nachdenklich nach Hause.

Der Schuß nach der roten Mütze.

Es war der zehnte Tag nach der Schlacht von Tannenbergr, als man von den Zinnen der Marienburg die ersten feindlichen Scharen erblickte. Der Polenkönig Jagello führte sie selber an. Sie drängen vom Stuhmer Walde her; brennende Dörfer, Mord und Raub bezeichneten die Straßen, die sie zogen.

Heinrich von Plauen, der tapfere Verteidiger der Marienburg, machte dem Polenkönig einen billigen Friedensvorschlag, der jedoch abgelehnt wurde. So begann denn die Belagerung. Obwohl die Steinkugeln Tag und Nacht gegen die Mauern prasselten, hielten die tapferen Verteidiger dennoch stand. Ja, sie wagten sogar manchen kühnen Ausfall gegen die Polen, Tataren, Litauer und Russen, so daß Jagiello voll Unmut ausrief: „Wir wähten, sie seien von uns belagert, und doch sind wir es vielmehr von ihnen.“

So sann er denn auf List und Verrat. Es war ihm wohlbekannt, daß sich Heinrich von Plauen mit seinen Ordensbrüdern und den Söldnerführern öfters zur Beratung in dem großen Kemter zu versammeln pflegte. Dessen mächtiges Gewölbe ruhte auf einem einzigen Granitpfeiler. Dieser sollte durch eine Donnerbüchse zertrümmert und die Ritter unter dem nachstürzenden Gewölbe verschüttet werden. Ein erkaufter Verräter bezeichnete dem Büchsenmeister, wie ver-

abredet, an einem Fenster mit seiner roten Mütze Zeit und Richtung. Allein die Steinkugel flog um wenige Zoll am Pfeiler vorbei in die gegenüberstehende Wand.

Man schrieb darunter:

„Als man zelet M CCCC X Jar
Dieß sag ich euch allen fürwar.
Der Stein wart geschlossen in die Want,
Sie soll er bleiben zu einem ewigen pfant.“

Die Zeit hat das Sprüchlein verlöscht; aber die über dem Kamin eingemauerte Kugel bewahrt noch bis heute das Andenken an den hochherzigen Heinrich von Blauen, dem die Kugel galt.

Der fluge Rabe von Kulmsee.

Jutta, die Mutter des Landmeisters Meinhard von Quersfurt, hat das Dominikanerkloster zu Kulmsee gegründet, um dadurch für eine schwere Sünde zu büßen.

Ein Mönch des Klosters besaß einst in seiner Zelle einen klugen Raben, der allerlei Worte in lateinischer, deutscher und polnischer Sprache sprechen konnte.

Eines Tages betrat der Abt des Klosters die Zelle. „Woran denkst du, Rabe?“ fragte er den gelehrigen Vogel. „An die Ewigkeit und dein Verbrechen“, erwiderte dieser dem bestürzten Abt, der den heimlichen Plan gefaßt hatte, den Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen zu ermorden.

Der Abt ließ sogleich den verräterischen Vogel umbringen und wurde dafür von dem aufgebracht

Mönch erstochen. Der Bischof hob das Kloster auf, und weltliche Domherren zogen hier ein.

Als der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen von dem bösen Anschläge gegen sein Leben erfuhr, ließ er das Bild eines Raben auf sein Schlachtschwert setzen.

Eine zweite Sage berichtet also:

Die Mönche im Dominikanerkloster zu Kulmsee führten seit langer Zeit einen ärgerlichen Lebenswandel. Nun hatte der Abt dieses Klosters einen Raben, den er viele Worte reden gelehrt hatte. Eines Tages, als der Abt und der ganze Konvent wieder stark gezecht hatten, sah der Rabe seinen Herrn in tiefen Gedanken an. Das bemerkte der Abt und fragte ihn sogleich: „Rabe, woran denkst du?“ Der Rabe antwortete: „An die ewigen Jahre deiner Verdammnis!“ Da erschrak der Abt gar sehr und sprach zornig: „Du bist nicht ein Rabe, sondern der böse Geist!“ Darauf brachte er den Raben um.

Dieses verdroß einen Mönch, der täglich seine Kurzweil mit dem Raben zu treiben pflegte. Er wartete einen geeigneten Zeitpunkt ab und stach den Abt alsdann nieder. Als der Bischof solche Greuel erfuhr, ließ er die Mönche vertreiben und das Kloster zerstören.

Der trunkene Knecht von Roggenhausen.

Ein mächtiger Torturm und ein kleiner Rundturm sind die spärlichen Reste der einst so stolzen Ordensburg Roggenhausen an der Ossa.

Vor vielen Jahren hatten die Knechte des Gutes bei Roggenhausen in dem Dorfkrug daselbst über die Maßen gezecht. Sie kehrten trunken heim. Einer von ihnen, dem das Abendbrot nicht schmecken wollte, fing mit der Wirtin des Gutes einen Streit an. Der Gutsherr sperrte den trunkenen Knecht kurzerhand in den Torturm ein.

Um Mitternacht ging nun der Nachtwächter des Gutes am Torturm vorüber und hörte jämmerlich rufen: „Hilfe! Hilfe! Ich werde von einem bösen Tier gefressen!“ Der Nachtwächter eilte zum Gutsherrn und erzählte aufgeregt sein Erlebnis. Der Gutsherr sagte lachend: „Mag er nur rufen und lärmen, um so schneller wird er seinen Kausch los!“

Als man bei Tagesanbruch das Verlies öffnete, zeigte sich ein grauenvoller Anblick. Von dem Knecht war weiter nichts übrig als die benagten Knochenreste. Er war in der Nacht wirklich von einem wilden Tier gefressen worden.

Nun ließ der Gutsherr sogleich ein fettes Schaf schlachten, das Fleisch vergiften und in den Torturm werfen. Man fand aber das Fleisch am andern Morgen unberührt wieder. So auch am zweiten Tag. Am dritten Tag endlich war es verschwunden. Nach einigem Suchen fand man in einem Gewölbe einen großen Drachen. Er hatte sich von dem vergifteten Schaffleisch den Tod an den Hals gefressen.

„Nun ist der böse Zauber von dem Schloß genommen“, sagten die Leute, „nun wird es bald wieder in alter Pracht und Schönheit in das weite Land schauen.“

Der Spaten am Markttor in Elbing.

Am 9. März des Jahres 1521 wollten die Landsknechte des Herzogs Albrecht die Stadt Elbing überrumpeln. Sie hatten sich dicht am Tor in einen Hinterhalt gelegt und stürmten hervor, als morgens die Tore geöffnet wurden. Schnell zogen die Wächter das Tor zu, aber sie konnten es doch nicht mehr ganz schließen, und der Anführer der Feinde, Caspar Schwalbach, war sogar schon hineingedrungen.

Nun war im Tor noch ein Fallgitter, das durch ein Tau hochgehalten wurde. Ein Bäckergefelle, der frühmorgens die Kunden aufsuchte, hörte den Lärm, sprang schnell herzu, ergriff einen Spaten und durchschnitt das Haltetau. Das Fallgitter fuhr herab, und der feindliche Anführer war gefangen. Nun konnten die Elbinger leicht die Feinde vertreiben.

Den Spaten hing man zum Andenken am Stadttor auf, und als das Eisen verwittert war, meißelte man einen Spaten in den Stein, wo er noch heute zu sehen ist.

Baudenkmäler und Kunstwerke einer großen Zeit

Die gewaltigen mittelalterlichen Baudenkmäler und Kunstwerke des Weichsellandes zeugen nicht nur von der bejahenden Lebensfreude des deutschen Menschen, sondern auch von seinem hohen künstlerischen Können. So schön und kunstvoll und erhaben ist da vieles, daß das Volk es schier nicht zu begreifen vermag, daß Menschenhände dabei am Werk gewesen sind. So hilft denn die Sage aus, und sonderbar genug, sie umrankt Baudenkmäler und Kunstwerke gewöhnlich mit unheimlich düsteren Geschichten.

Ritter Ulrich von Straßburg.

Der Hochmeister Ludolf König von Baißau hat 1343 den Grundstein zu der Marienkirche in Danzig gelegt. Mit der Ausführung des Baues betraute er den Ritter Ulrich von Straßburg. Das verdroß den Baumeister Ezzelino gar sehr. Er glaubte sich durch den Ritter zu Unrecht verdrängt. Haß und Neid erfüllten daher fortan sein Herz.

Eines Tages stand Ulrich von Straßburg allein hoch oben auf dem Gerüst. Er hatte eben Feierabend geboten, und die vielen Maurer und Arbeiter waren nach Hause geeilt. Mit Stolz und Genugthuung schaute er auf das stolze Bauwerk hinab. Er war ganz in Gedanken versunken und achtete nicht auf das, was um ihn her vorging.

Ezzelino hatte dies bemerkt. Er sah den Augenblick gekommen, Rache zu üben. Rasch klomm er die steilen Leitern unbeachtet empor und stieß seinen Gegner vom Gerüst in die grausige Tiefe hinab. Im Fallen ergriff aber Ulrich von Straßburg, um sich zu retten, Ezzelinos Gewand und riß den Bösewicht mit sich. An einem hervorstehenden Balken blieb der Ritter mit seinem Mantel hängen und konnte von herbeieilenden Leuten, die seine Hilferufe hörten, mit vieler Mühe gerettet werden. Ezzelino hingegen stürzte in die Tiefe und blieb zerschmettert auf den Steinen liegen. Gott hatte den tüchtigen Baumeister vor dem sicheren Tod errettet, damit er das mächtige Bauwerk seiner Vollendung entgeführen konnte.

Der Grundstein der Marienburg.

Es war um die Wende des 11. Jahrhunderts, als das heilige Land unter die Herrschaft der mohammedanischen Seldschuken kam. Fortan verboten sie den christlichen Wallfahrern, die Stadt Jerusalem zu betreten. Da begannen die sieben großen Kriegsfahrten nach dem heiligen Lande, die Deutschlands beste Volkskraft vergeudeten.

Am 15. Juli 1099 wurde Jerusalem von den Kreuzfahrern erobert und das christliche Königreich von Jerusalem gegründet. Sehr bald entstand dort ein deutsches Hospital. Deutsche Pilger, die bedürftig und krank waren, fanden dort Obdach und Pflege. Wie die Sage berichtet, gehörte zu dem deutschen Hospital auch der Raum, in dem einst Jesus mit seinen Jüngern das Abendmahl gefeiert hatte.

Im Jahre 1187 entriß der Sultan Saladin den Christen wieder die Stadt Jerusalem. Auch die Brüder des deutschen Hospitals mußten die Stadt verlassen, nahmen aber die Trümmer ihres Stammhauses mit. Im Frühjahr 1189 brach wieder ein mächtiges Kreuzheer unter Kaiser Friedrich Rotbart nach dem Morgenlande auf. Bei der Belagerung von Akkon 1190 herrschte im Lager der Christen bitterste Not. Da errichteten Bürger aus Bremen und Lübeck unter dem Segel eines Schiffes im Feldlager eine neue Pflegestätte zur Aufnahme erkrankter deutscher Pilger. Später wurden vor den Toren der Stadt Akkon eine Kirche und ein

Krankenhaus errichtet. Die Trümmer des Jerusalemer Hospitals wurden mit hineingebaut. Aus dem Spital der Deutschen ging nunmehr der Deutsche Ritterorden hervor.

Als auch Akkon fiel und der Deutsche Ritterorden das Morgenland verließ, wurden die Trümmer des Hospitals übers Meer mitgenommen. Der Landmeister Konrad von Thierberg ließ sie nach Preußenland bringen und fügte sie 1274 dem Grundstein der Marienburg ein.

Wie hätte anders auch, erzählt die Sage, dies herrliche Denkmal mittelalterlicher Baukunst entstehen können!

Die Wunderuhr von Sanct Marien.

In der Marienkirche zu Danzig steht eine riesige Uhr. Sie ist ein Kunstwerk des Nürnberger Uhrmachers Hans Düringer. Aber alles Leben und Klingen in dieser Uhr ist tot und erloschen — seit vielen hundert Jahren schon.

Und was für eine Uhr war es! Sie zeigte auf einer großen Scheibe den Lauf der Sonne, während auf einer anderen Scheibe das nächtliche Schauspiel des zunehmenden und abnehmenden Mondes dargestellt war. Auch die Wandelsterne zeigte diese Wunderuhr und wußte ebenso die Jahreszeiten wie auch die Sonn- und Feiertage zu melden. Auf einem Erker über den Scheiben trat bei jedem Stundenschlag einer der zwölf Apostel hervor und schritt von einem Ende des Erkers

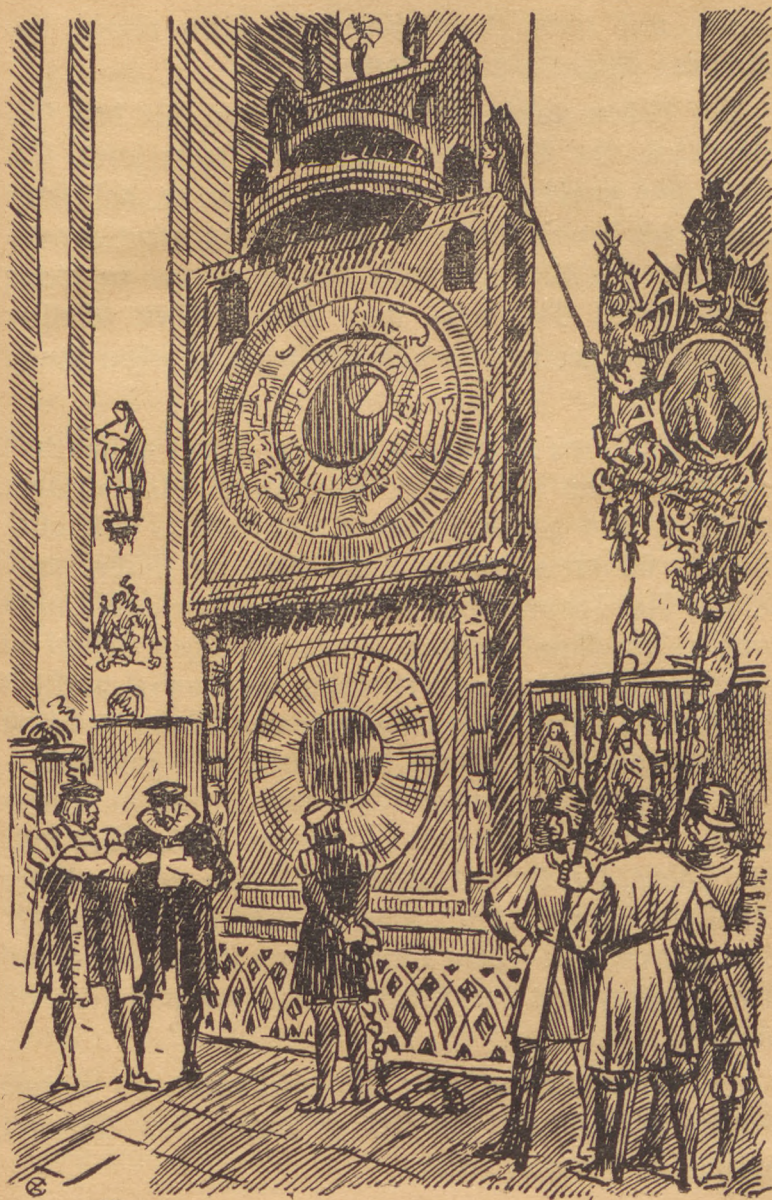
zum andern. Ganz oben aber hing eine kleine Glocke, die allstündlich von Adam und Eva geläutet wurde.

Was Wunder, wenn der Ruf dieser Uhr sich über alle Lande verbreitete. Welche Stadt und welche Kirche hätte nicht selber gern so ein Kunstwerk gehabt! Und so kam es denn, daß die reiche Stadt Lübeck für ihre große Kirche bei dem Danziger Meister ein gleiches Uhrwerk bestellte. Hans Düringer sagte zu und rüstete sich zur Abreise.

Aber der damalige Bürgermeister von Danzig wollte das um jeden Preis verhindern; nur Danzig sollte solch eine Uhr besitzen. Er ließ den Meister zu sich kommen und fragte ihn, ob er wirklich dem Ruf der Stadt Lübeck folgen wolle. Der Meister bejahte es.

Da hieß ihn der Bürgermeister an das Fenster treten, und streng und stolz kam es von seinen Lippen: „Schau dort den Turm von Sankt Marien — er birgt dein Kunstwerk für ewige Zeiten! Und dort den Artushof — er gab dir viele frohe Stunden der Erholung! Und dort die Giebel und Gassen und das bunte Leben und Treiben — das machte dich zum großen Künstler! Und nun willst du fort? Nein! Hans Düringer, du siehst das alles zum letztenmal!“

„Wie“, rief der Meister erschrocken, „zum letztenmal?“ — „Ja, zum letztenmal“, erwiderte der Bürgermeister, „du sollst nie wieder das Licht der Sonne erblicken, niemals wieder sollen deine Hände ein Kunstwerk schaffen; denn ich will es nicht, daß Danzigs Ruhm geschmälert wird!“ Und schon rief er die Henker



herbei, und unter dem glühenden Eisen erlosch des Meisters Augenlicht für immer.

Ein Leben voller Qual begann nun für den Geblendeten, der Tag und Nacht auf Rache sann. Sie sollte ihm werden! Eines Tages erfuhr er, daß seine Uhr durch Unachtsamkeit in Unordnung geraten war. Es fand sich aber niemand, der sie wieder in Gang gesetzt hätte. Da holte man den blinden Meister Hans Düringer herbei, und das hatte er schon längst gewünscht.

Er betrat den Rundgang der Uhr, betastete liebevoll die Räder und setzte sie in Bewegung. Plötzlich aber packte er das große Triebrad und ließ es mit aller Wucht rückwärts kreisen. Da rollten die Räder wild dahin; die Sonne wußte vor lauter Schnelligkeit nicht wohin; der Mond vergaß, ein freundliches Gesicht zu machen; die Sterne verirrten sich; die Apostel prallten mit lautem Lärm gegeneinander; und Adam und Eva läuteten die kleine Glocke dort oben rein zuschanden. Der Meister aber lachte dazu, wie er nie in seinem Leben gelacht. Dann war mit einem Male alles still: die Räder, die Apostel, Adam und Eva und auch des Meisters Lachen. „Nun habe ich endlich abgerechnet!“ Das waren seine letzten Worte; dann stürzte er sich auf die Quadersteine der Kirche hinab, wo man ihn tot aufhob.

Seit dieser Zeit geht die Uhr nicht mehr. Es ist auch bisher noch keinem Meister gelungen, das Uhrwerk wieder in Gang zu setzen.

Das Kruzifix zu St. Marien.

Die Marienkirche zu Danzig birgt in der „Kapelle der Zehntausend Jungfrauen“ einen kostbaren Schatz: das Kruzifix zu St. Marien.

Mit wunderbarer Wahrheitstreue zeugt hier ein Holzschnitzwerk von dem Todeskampf eines am Kreuze Sterbenden. Der Meister, der es schuf, ist längst dahin — auch sein Name.

Fast ein halbes Jahrtausend müssen wir in dem großen Kalender Zeit zurückblättern, wenn wir ihn finden wollen.

Im Riesenschatten der gewaltigen Marienkirche träumt die Frauengasse. Auf den geräumigen steinernen Beischlägen, welche den schmalgiebligen Häusern einen eigenartigen Schmuck verleihen, sitzen hier und da Bürger, plaudernd bei Kanne und Becher. Andre sind auf dem Weg zum Artushof, um hier auf ihrer Bank im Kreise froher Becher ihren Met zu trinken. Ein paar Bettelmönche von den Dominikanern ziehen mit reichlich gesammelten Gaben dem Kloster zu. Feierabend überall!

Nur in dem hochgiebligen Hause, das sich ganz dicht an St. Marien drängt, will der Abendfrieden nicht eintreten. Da sitzt in seiner Werkstatt grübelnd unser Meister Bildschnitzer. Hammer und Meißel liegen vergraben in Holzsplittern und -spänen müßig auf dem Boden.

„Das Kruzifix für St. Marien!“ murmeln seine blutleeren Lippen.

Der Rat der Stadt Danzig hat dem berühmten Künstler den ehrenvollen Auftrag gegeben, für die „Kapelle der Zehntausend Jungfrauen“ ein Kruzifix herzustellen.

Wochen ist das schon her. —

Und wie er auch sinnt, seine Hände meistern das Holz nicht mehr, das Holz, aus dem er für Kirchen und Klöster, für Ratsherrn und Ritter, für Bürger und Bauern, Banken und Bruderschaften Jahr um Jahr so manches Kunstwerk schuf.

„Das Kruzifix für St. Marien!“ lachte er häßlich, und dann nach einer Weile: „Untreu geworden auch du, edle Kunst, untreu wie meine Herzallerliebste, die mit dem Zinngießer in die Fremde zog.“ —

Da tritt seine Tochter ein, schlank und rank und schön.

„Vater, nun laßt's genug sein mit der Arbeit. Kommt, draußen auf dem Beischlag blühen schon alle meine Blumen, es sitzt sich dort so gut, und der Abend hat heute solche linden Hände!“

Und nun sitzen beide draußen, und hinter ihnen steht groß und dunkel St. Marien.

„Wie war es eigentlich auf dem Maifeld?“ hebt der Vater an, „ich hatte noch gar nicht Zeit, dich danach zu fragen.“

Da erzählt das holde Mädchen von dem Mairitt zum Hagelsberg, erzählt, wer Maikönig wurde, erzählt von dem lustigen Umzug durch die Stadt, erzählt vor allem von dem Tanz im Artushof.

„Wer war denn dein Tänzer an dem Abend?“ fragt der Vater.

Über des Mädchens Wangen huscht ein flüchtiges Rot.

„Vater, es war ein blutjunger Meister von eurer Zunft aus Königsberg. Er will sich hier niederlassen. Und wie er aussah? Ich weiß nicht, ob ich's sagen darf, und doch! ich muß. Er sah so aus wie Christus auf dem großen Altarbild in der Marienkirche.“

„Wie Christus auf dem „Jüngsten Gericht?“ fragt langsam und nachdenklich der Meister.

Beide schweigen.

Und hinter ihnen steht dunkel und drohend St. Marien. — —

„Darf ich das Handwerk grüßen, Meister Bildschnitzer?“ lacht jugendfroh eine frische Stimme in das Abenddämmern hinein.

Verwirrt und halb erschrocken flüstert das Mädchen dem Vater zu: „Er ist's!“

„Seid willkommen!“ sagt nicht gerade freundlich der Meister.

Dann ist mit einem Male ein Zittern in seiner Stimme, als er fragt: „Seid ihr nicht des Zinngießers Sohn, der — —“

„Ei, freilich, mein Vater ist ein Zinngießer. Doch woher kennt ihr ihn? Ach ja, er weilte ja vor etwa dreißig Jahren hier in dieser Stadt. Sein Meister hatte ihn damals mit Zinngeräten — einem ganzen Wagen

Große Männer — große Zeiten

Nicht nur Schwert und Pflug, sondern auch Zirkel und Buch könnten die Titelbilder einer westpreußischen Kulturgeschichte sein. Eine Reihe berühmter Männer und Frauen ist in Westpreußens Städten und Dörfern geboren oder dasselbst bodenständig geworden: Dichter und Denker, Astronomen und Ärzte, Erfinder und Ingenieure, Musiker und Schauspieler, Politiker und Strategen. Die Sage weiß von ihnen mancherlei zu melden.

Nikolaus Kopernikus und Galileo Galilei.

Einer der größten Söhne Westpreußens ist Nikolaus Kopernikus. In Thorn steht seine Wiege. Dort wurde er 1473 als Sohn des begüterten Kaufmanns Koppernigt geboren. Zehn volle Jahre hat er draußen in der Welt studiert: Rechtswissenschaft, Medizin und Astronomie. Dann ließ er sich in Frauenburg nieder. Dasselbst hatte ihm sein Oheim, der Bischof von Ermland, die Domherrenpfürnde verschafft. Hier fand er nun ein weites Betätigungsfeld als Arzt, Verwaltungsbeamter und Politiker.

Die Mußestunden des großen Gelehrten gehörten der Astronomie. In einem umfangreichen Werk hat er eine neue Lehre über die Bewegung der Himmelskörper aufgestellt und begründet. Kopernikus wies nach, daß sich die Erde um sich selbst drehe und mit ihrem Trabanten Mond die Sonne umkreise.

Als sein großes Werk endlich fertiggestellt und gedruckt war, lag der Meister bereits im Todeskampf. Noch einmal strich er liebevoll über das fertige Buch, und mit vergehender Stimme sagte er: „Dein Licht hat noch einen weiten Weg zu geh'n.“ Dann starb er. Im Dom zu Frauenburg fand er die letzte Ruhe. — —

Hundert Jahre später! Vor dem geistlichen Gericht zu Rom steht Italiens größter Sohn: der siebenzigjährige Gelehrte Galileo Galilei. Der Richter hebt also an: „Ihr seid der Astronom und Mathematiker Galileo

Galilei. Ihr seid angeklagt, die ketzerische Lehre des Kopernikus von der Beweglichkeit der Erde gelehrt und verbreitet zu haben. Ihr habt Euch also wegen des teuflischen Verbrechens der Ketzerei zu verantworten.“ — —

Drei Monate lang verhandelt das Oberste Gericht gegen den großen Gelehrten. Sein Buch über Himmel und Erde wird öffentlich verbrannt, und er selber muß abschwören: „So schwöre ich ab, verwünsche und verfluche die Ketzereien und Irrtümer.“ Wohl stampft er noch einmal zornig auf: „Und sie bewegt sich doch!“ verläßt aber gebrochen an Leib und Seele seinen Kerker und verlebt seine letzten müden Lebensjahre in Florenz.

Eines Abends lag der erblindete Galileo Galilei auf seinem Ruhebett und haderte mit seinem Schicksal mehr denn je. Da nahte sich ihm ein Fremder und redete ihn also an: „Galilei, du leidest um der Wahrheit willen, die ich einst gelehrt habe.“ Da rief Galilei freudig aus: „Du bist Kopernikus!“ — „So ist es!“ sprach der Fremde, „und nun komm mit, ich will dir die größte Erkenntnis alles Lebens zeigen. Sieh hin!“ Und der blinde Galilei sah dicht vor sich das Siebengestirn, er erkannte das Geheimnis der Milchstraße, sah ganz nah die Sonnenflecke und die Mondkrater: das ganze Weltall offenbarte sich ihm! „Siehst du jetzt, wie winzig es ist, wenn man um der Wahrheit willen verfolgt wird. Unser Wissen bleibt nun einmal Stückwerk. Denn Himmel und Erde sind unendliche Male größer als es

das menschliche Hirn zu begreifen vermag.“ Damit verschwand Kopernikus, und Galilei war fortan mit Gott und der Welt versöhnt. Als er starb, strich auch er mit liebevoller Hand über sein großes Buch. Aber erst zweihundert Jahre später wurde es von der Liste der verbotenen Bücher gestrichen.

Die drei Schweinsköpfe.

Die Stadt Danzig hatte in früheren Jahrhunderten so manche Belagerung zu bestehen. Aber immer hielt sie sich mutig und tapfer, so daß die Feinde allemal unverrichteter Sache abziehen mußten.

So wurde Danzig wieder einmal belagert. Aber die Feinde kamen so überraschend und schnell, daß sich unsere Stadt gar nicht so recht mit Lebensmitteln versorgen konnte. Kein Wunder, daß Getreide und Gemüse, Fleisch und Früchte schneller als sonst zur Neige gingen. Und eines Tages war man dabei, die letzten drei Schweine zu schlachten.

Als das der Danziger Hauptmann Ferber erfuhr, kam ihm ein schlauer Einfall. Er ließ die drei größten Kanonen mit den Köpfen der geschlachteten Schweine laden und dieselben ins feindliche Lager hineinschießen.

Dasselbst machte man nun ein ebenso langes wie dummes Gesicht, als an der Stelle der üblichen Steinkugeln Schweinsköpfe einschlugen. Lange wurde im feindlichen Lager darüber beraten, aber nur mit dem Erfolg, daß die Feinde des anderen Tages die Belagerung aufgaben, um von dannen zu ziehen. Denn

sie meinten, wo man gar mit Schweinsköpfen schießt, da muß die Not um Fleisch und Brot noch weit im Felde sein.

Der Hauptmann Ferber wurde seines klugen Rates wegen von der Stadt Danzig geadelt. Er und sein Geschlecht durften auch fortan ein Wappen führen, das heute noch in Danzig bekannt ist. Dies Wappen zeigt drei Eberköpfe auf rotem Felde.

Herr Hewelke nu gohne wi.

Danzigs Straßen und Häuser wissen so manche Geschichte zu erzählen. So auch das große rote Doppelhaus in der Pfefferstadt. Da steht auf weißer Marmortafel zu lesen:

JOHANNES HEVELIUS
ASTRONOMUS
1611—1679

Dieser Johannes Hevelius hatte oben auf seinen drei Häusern in der Pfefferstadt eine große Sternwarte. Dasselbst erforschte er jahraus, jahrein in vielen, vielen Nächten den gestirnten Himmel. Wegen seiner Sternkunde war er weit über Danzig hinaus bekannt und berühmt.

Johannes Hevelius war aber nicht nur der Sterne kundig, nein, er wußte auch unten in seinen Kellern ein gutes Danziger Bier zu brauen. Als Bierbrauer und Braumeister führte er seinen schlichten Taufnamen Johann Hewelke.

Jeden Abend nun — so war es damals üblich — nahmen die Brauknechte im Kontor ihren Tagelohn entgegen. Ebenso verließen sie allabendlich das Kontor mit den Worten: „Herr Hewelke, nu gohne wi!“

Diese Redensart hatte der Papagei des Braumeisters sehr bald aufgeschnappt. Oft genug hörte man ihn schreien: „Herr Hewelke, nu gohne wi!“

Nach einem arbeitsreichen Leben starb Johann Hewelke. Als die Leichenträger den Sarg hinaustrugen, rief der Papagei mit einem Male das alte vertraute Wort: „Herr Hewelke, nu gohne wi!“

Und eines Tages ist es auch mit dem Papagei zu Ende gewesen. Eine Kaze erwischte den Vogel und sprang mit ihm die Treppe hinab. Da wußte der arme Papagei nichts Besseres zu tun, als noch einmal zu schreien: „Herr Hewelke, nu gohne wi!“

Fremde Kriegshorden im Weichselland

Polnische Großmannssucht brachte im 16. und 17. Jahrhundert unsagbares Elend über das Weichselland. Über hundert Jahre lang wütete der Krieg, den Polen gegen Schweden führte, um die Herrschaft über Ostsee und Ostseeraum zu erlangen. Erst der Friede zu Oliva beendete im Jahre 1660 Not und Tod im Weichselland. Das Volk aber wußte noch viele, viele Jahre allerlei Geschichten aus dieser Kriegszeit zu erzählen.

Der verlorene Hut.

Es war zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Da kam der Graf Arnim — es war im Mai 1629 — mit vielen kaiserlichen Soldaten nach Westpreußen. Er wollte den Polen, die von den Schweden arg bedrängt wurden, helfen. Er zog mit seinen Soldaten die Weichsel entlang und kam bis in die Nähe von Stuhm. Dort traf er auf die Schweden, die der Schwedenkönig Gustav Adolf selbst befehligte.

Hart gerieten die kaiserlichen und die schwedischen Truppen aneinander. Aber die Schweden mußten Federn lassen. Sie büßten einige Lederkanonnen, ein paar Fahnen und viele brave Reitersleute ein.

Gustav Adolf selber focht in den vordersten Reihen und verlor im Schlachtgetümmel seinen Hut. Graf Arnim schickte diesen als Siegesbeute zu Wallenstein mit den Worten: „Heute hat er den Hut verloren, morgen wird es der Kopf sein.“

Und so geschah es auch. Kaum drei Jahre später fand Gustav Adolf den Heldentod auf dem Schlachtfeld von Lüßen.

Der Gespensterschimmel von Stuhm.

Der Kreis Stuhm war in den Jahren 1626—1629 der Schauplatz des Schwedisch-polnischen Krieges. In Stuhmsdorf, das eine Wegstunde von Stuhm entfernt liegt, wurde 1635 zwischen den Schweden und Polen

ein sechsundzwanzigjähriger Waffenstillstand geschlossen. Bei dem Dorfe befindet sich ein einfacher Denkstein ohne Inschrift. Er ist von einem Geländer umgeben und mit vier Ulmen umpflanzt und führt den Namen „Schwedenstein“.

Nach Abzug der Schweden war der Kreis arg verwüstet. Allmählich fanden sich zwar Ansiedler ein, doch war manch lichtscheues Gesindel darunter. Viele erwarben sich ihren Unterhalt durch Stehlen, und besonders waren die Pferdediebe jener Gegend berüchtigt. Unter allen Pferdedieben zeichnete sich durch List und Verschlagenheit der Bauer Krebs aus. Er wußte die besten Pferde zu stehlen und brachte es zu Wohlstand, obgleich er seine Felder schlecht bewirtschaftete.

Einmal hatte der Bauer Krebs wieder zwei wunderschöne Pferde heimgebracht. Des Nachts weidete er sie auf den benachbarten Feldern, um sie gut auszufüttern, während er sich in die Pferdedecken einhüllte und schlief. Um Mitternacht erwachte er und sah sich nach seinen Pferden um. Da weideten aber nicht zwei, sondern drei Pferde. Das dritte Pferd war ein prächtiger Schimmel von unübertrefflichem Ebenmaß. Von Habgier getrieben, nahm der Bauer einen Zaum und näherte sich vorsichtig dem fremden Tiere. Es zeigte durchaus keine Scheu, sondern kam zutraulich auf den Bauer zugetraut und ließ sich willig fangen. Der Bauer bewunderte den herrlichen Gaul, beklopfte das edle Tier und gedachte, einen kurzen Proberitt zu machen. Kurz entschlossen schwang er sich auf den Rücken des Pferdes und tummelte es hin und her. Als er endlich den Galopp ver-

suchte, schien der Schimmel förmlich zu fliegen. Doch dem Zügel gehorchte er längst nicht mehr, sondern nahm seinen Weg nach dem nahen Sumpf. Plötzlich schlug der Gaul aus, und der kühne Reiter flog in gewaltigem Bogen über den Hals des Pferdes in den Sumpf hinein. Lustig, wie Hohngelächter, klang das Wiehern des Schimmels, der darauf im Nebel verschwand. Der Bauer aber raffte sich mit vieler Mühe aus dem Schmutz empor, jagte fluchend seine Pferde zusammen und eilte heimwärts.

In der folgenden Nacht trieb es ihn wieder auf die Felder hinaus. Voll Ungeduld schaute er nach dem entwichenen Schimmel aus. Um Mitternacht hörte er vom Sumpfe her ein lustiges Wiehern. In stolzer Haltung kam der Schimmel näher und näher und blieb ganz vertraulich vor dem Bauern stehen. Diesmal legte er ihm einen festeren Zaum an. Er hatte sich auch scharfe, eiserne Dornen in die Absätze seiner Stiefel geschlagen und glaubte, das Tier in seine Gewalt zu bekommen. Kaum hatte er jedoch das seltsame Pferd bestiegen, so trug es ihn trotz Zügel und Sporen wieder dem Sumpfe zu und warf ihn in den Morast.

In der dritten Nacht wiederholte sich der Vorgang. In der vierten Nacht blieb der Bauer krank und erkältet zu Hause. Doch der Schimmel kam ihm nicht mehr aus dem Sinn. Wachend lag er auf seinem Lager und lauschte. Plötzlich drang fröhliches Wiehern zu seinen Ohren. Mühsam richtete er sich empor. Richtig, der Schimmel rief! Nun war kein Halten mehr. Rasch zog er seine Kleider an und stürzte zur Tür hinaus. Da

stand das edle Roß vor seinem Hause mit kostbarem Zaumzeug und Sattel, bereit, den Reiter aufzunehmen. Der Bauer konnte der Einladung nicht widerstehen. Im Nu saß er im Sattel, und fort ging es über Stock und Stein, über Sümpfe und Bäche, über Berge und Täler, selbst über die Weichsel jagte das Pferd mit einem Sprunge bis in die Tucheler Heide hinein. An einem sumpfigen, tiefen Graben machte der Schimmel plötzlich Halt und warf den habgierigen Bauern hinein. Er hörte nur noch, wie der Schwedenschimmel ihm zurief: „Da bleibe ewig an eiserne Ketten gefesselt liegen und werde ein Krebs für deine Diebereien!“ Der verzauberte Bauer liegt noch heute an eiserner Kette in dem Graben bei Flötenau im Kreise Schwetz.

Gottesfüßchen.

Hart an dem Wege, der in das Dreimühlental bei Puzig führt, stehen drei Grenzhügel dicht beieinander. Hier liegt auch ein großer Stein, der einen fußähnlichen Eindruck aufweist. Dieser uralte Grenzstein wird von den Leuten daselbst als Gottesfüßchen bezeichnet.

Hier wohnten einst drei Brüder. An den drei Grenzhügeln stießen ihre Grundstücke zusammen. Eines Tages nun zogen sie fort; denn es war Krieg im Lande, und sie nahmen auch Kriegsdienst. Der eine wurde schwedischer, der andere brandenburgischer und der dritte Danziger Soldat.

In der großen Schlacht bei Warschau, in der die Schweden und Brandenburger die Polen im Jahre

1656 besiegten, wurden die Brüder arg zersezt. Der erste verlor das linke Bein, der zweite den rechten Arm und der dritte das Augenlicht soweit, daß er noch gerade den Weg zurück ins Dreimühlental fand. Die Brüder, die sich seit ihrer Ausfahrt nicht wieder gesehen hatten, fanden sich zur selben Stunde auf den Grenzhügeln ein. Aber ein Viertel stand noch da, und zwar auf dem Stein. Das war der Herrgott, und er sagte also zu ihnen: „Ihr habt euch selber so zugerichtet, ohne es zu wissen. Der erste zerschlug dem zweiten das Bein, der zweite zerschmetterte dem dritten den Arm und der dritte beraubte den ersten des Augenlichtes. Wäret ihr zusammengeblieben, wäret ihr heil heimgekehrt. In Zukunft steh' einer dem andern bei.“

Die Stelle, wo der Herrgott damals gestanden hat, ist heute noch zu sehen, und der Stein heißt für alle Zeiten „Gottesfüßchen“.

Der Priester von Mechau kannte die Verehrung, die das „Gottesfüßchen“ im Volke genoß. Eigenmächtig holte er den Stein unter Gesang und Paukenschlag bis vor Mechau. Als das der Grundherr erfuhr, bot er sogleich seine Ritter auf und sprengte nach Mechau. Bei dem Priester kehrten sie ein und forderten Platz für die Pferde und ein gutes Frühstück. Es wurde ihnen gewährt. Als die Gesellschaft fröhlich bei Tische saß, fragte der Grundherr den Priester, ob bis zum Stein die Grenze ginge. Das mußte der Geistliche zugeben. „Nun gut“, sagte der hohe Herr gelassen, „so geht meine Grenze bis dicht vor Mechau, und alles Land gehört mir bis an den Grenzstein.“ Betroffen bat der Priester

um Gnade und versprach, den Stein sogleich wieder an seine bisherige Stelle zu bringen. So wurde das „Gottesfüßchen“ schon am nächsten Tag zurückgeschafft.

Der Schwedenstein zu Kulm.

Es war zur Zeit des schwedisch-polnischen Krieges. Da kam der Schwedenkönig auf seinem Kriegszug auch in das Weichselland.

Eines Tages nun erschien der König vor der Stadt Kulm, wurde jedoch abgeschlagen. Der schwedische König versuchte daher, die Stadt durch längere Belagerung auszuhungern. Er bezog im fruchtbaren Weichseltal ein Kriegslager. Er hätte sein Ziel wohl auch erreicht, wenn er nicht durch eine List der Belagerten getäuscht worden wäre.

In der Stadt war die Not aufs höchste gestiegen; schon begannen die Nahrungsmittel auf die Neige zu gehen; da rettete ein schlauer Einfall die Stadt vor der drohenden Plünderung. Man buk aus dem letzten vorhandenen Mehl zwölf große Brote und schoß diese mit allen noch vorhandenen Fleischvorräten in das schwedische Lager. Die Kriegslist half. Der König glaubte, die Bewohner der belagerten Stadt hätten noch vollauf zu essen, und befahl die Zelte abzubrechen.

Nun lag auf dem einsamen Felde, wo des Königs Zelt stand, ein großer Stein. An diesem pflegte der König während der Belagerung zu tafeln. Zum Andenken ließ man in den Stein Gabel, Messer und Teller einhauen und nannte ihn fortan Schwedenstein.

Lange Zeit ist der Stein auf einem Hügel am rechten Ufer der Fribbe vorhanden gewesen, bis er schließlich vor mehreren Jahren gesprengt wurde, um bei Bauten Verwendung zu finden.

Der Schwedenbrunnen.

Wenn man von Henningsdorf, das südlich von Ronitz liegt, nach Soldau geht, kommt man an einer kleinen bewaldeten Anhöhe vorbei. Mitten in dem Wäldchen liegt daselbst ein Brunnen, der im Volksmund der Schwedenbrunnen genannt wird. Sein silberklares Wasser ist so wohlschmeckend und erfrischend, daß es in der weiten Umgegend geschätzt wird.

In dem großen Schwedenkrieg, der vor vielen hundert Jahren durch das Land wütete, hatte daselbst ein schwedischer Obrist sein Lager aufgeschlagen. An allem war im Lager Überfluß, nur an Wasser mangelte es. Da gebot der Obrist einem Bauern, einen Brunnen zu graben. „Du gräbst mit dem Gevatter Tod um die Wette“, sagte der Obrist zu dem Bauern, „wenn du von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang nicht zum Brunnenwasser kommst, so kommt das Brunnenwasser zu dir, d. h., ich lasse dich, trotzdem das Wasser so rar ist, ersaufen.“

Unser Bauer grub Stunde um Stunde, ohne aber viel an die Drohung des Obristen zu denken. Und siehe da, als die Sonne zwischen Ronitz und Schlochau unterging, da sprudelte aus der Tiefe ein Quell hervor, dessen Wasser so schön und klar war, wie es der Bauer vorher noch nie gesehen und getrunken hatte.

Neben ihm aber stand ein gewaltiger Mann, der sah aus wie ein Bauer ferner Lage. Der fuhr mit seinem Wanderstab über das ganze Land dahin und sagte die Worte: „So ist euer ganzes Land!“ Damit verschwand er wie er gekommen war. Mit diesen Worten hatte er sagen wollen: „So kommt der Segen hier aus den ganzen Wäldern und Feldern, wenn ihr Spaten und Hacke mit Fleiß und Ausdauer braucht.“

Als die Schweden längst von dannen gezogen waren, wollte man den Brunnen ausmauern. Der letzte Stein war gefügt, das Mauerwerk fertig — da versiegte der Quell. Erst als man die Mauersteine entfernt hatte, sprudelte die Quelle wieder ihr klares, schönes Wasser empor.

Die Franzosenzeit

Die Sage des Weichselgaues klingt aus im Unglücklichen Krieg, als Preußens Heere Ehr und Ruhm verloren, als sich die Tore der Festungen — mit wenig rühmlichen Ausnahmen — ohne Schwertstreich dem Feinde öffneten. Die Franzosen waren die großen Herren im Lande, die das Volk allenthalben unterdrückten und aussogen. Dahinter aber stand schon mit großen wartenden Augen die Vergeltung, und das weiß die Sage am besten.

Der Franzosensee.

In der Tucherler Heide liegt irgendwo bei einem stillen Dorf ein arg versumpfter See, der im Volksmund der Franzosensee genannt wird.

Als nach der unglücklichen Schlacht von Jena die preußischen Truppen zurückfluteten, zogen die Franzosen auch durch die Tucherler Heide. Wie Räuber haben sie dort gehaust! Die Bauern mußten auch ihre letzte Kuh, die Rätner ihre letzte Ziege hergeben. Die Frauen und Töchter aber wurden erbarmungslos geschändet, und manch eine von ihnen ging in den Tod. Am ärgsten trieben es die Franzosen in dem stillen Dorf am blanken See, und als sie ab- und weiterzogen, klang hinter ihnen tausendfacher Fluch.

Fünf Jahre haben die Bauern und Bauernknechte an ihrer Rache gefressen. Dann kam der Tag der Vergeltung. Frankreichs stolzes Heer wurde in Rußlands Eis- und Schneegefilden vernichtet. Die kümmerlichen Reste des Heeres zogen denselben Weg durch die Tucherler Heide wieder zurück: zerlumpt und verhungert, hohläugig und abgehärmt.

Aber die Bauern im stillen Dorf kannten kein Erbarmen. Die Franzosen, wann immer sie auftauchten auf der Heerstraße, die durchs Dorf führte, wurden niedergemacht wie reifes Korn. Und waren's ihrer genug, dann packten sie den ersten besten Wagen voll und fuhren ihn hinab zum blanken See.

Als der letzte Franzose die Fuhre mitgemacht, wurde es still und unheimlich am blanken See. Zusehends versumpfte er; die Leute mieden ihn und nannten ihn bald den Franzosensee.

Das Festungsgespensst von Graudenz.

Die Franzosen berannten die Forts und Wälle der Stadt Graudenz elf Monate lang. Aber der tapfere Haudeggen Courbiere, obwohl er schon die Siebenzig überschritten hatte, wehrte jeden Ansturm ab. Altpreußischer Heldengeist beseelte ihn und seine Truppen.

In den Reihen der Preußen fochten damals auch hier und da Soldaten, die zwar außen eine preußische Montur, aber innen ein polnisches Herz trugen. Die waren nun freilich unzuverlässig und verließen ihren Posten bei Nacht und Nebel, um zum Feinde überzugehen.

Da wohnte nun in Graudenz in der Nähe des Klimmek ein alter Soldat; der hatte schon unter dem Alten Frik mitgefochten und bei Zorndorf ein Bein eingebüßt. Er hörte von den Überläufern und auch, daß die Zahl der Flüchtlinge täglich wuchs.

„Boßdausend und Granaten!“ fluchte er, „das will ich doch den Heiducken versalzen!“

Er ging zum alten General Courbiere und bat ihn, in der Feste Graudenz sein Unwesen als Gespensst treiben zu dürfen. „Ich will nur den vermaledeiten

Ausreißern einen Denktettel geben!" sagte er zum Schluß seines Begehrens.

Der alte Courbiere lachte und willigte ein.

Am selben Abend tauchte bei den Wachtposten, schön der Reihe nach, ein riesengroßes Ungetüm auf. Das schrie mit dumpfer, hohler Stimme: „Den Hals dreh ich jedem Hundsfott von Ausreißer um! Den Hals dreh ich jedem Hundsfott von Ausreißer um!“ Das Gespenst war nichts anderes denn eine Bogelscheuche auf hoher Stange mit einem Mehl Tuch darüber. Oben auf der Stange saß eine hohle Rübe mit einem Kerzenlicht in der Mitte, das durch die Augensenster und den offenen Mund gespensterhaft in die dunkle Nacht geisterte. Um eine hohldumpfe Stimme herauszubekommen, hatte der alte Soldat ein Kuhhorn mitgenommen.

Ein Posten überwand die Gespensterfurcht und schoß auf das Ungetüm; zum Glück traf die Kugel nur das Holzbein des alten Soldaten.

„Weißt du nicht, daß ich kugelfest bin? Noch einen Schuß, und ich jage dich heute noch zur Hölle!“ drohte er dem Soldaten.

So trieb es der Alte von Zorndorf drei Nächte lang. Immer Neues heckte er aus. Einmal trug er einen Ziegenkopf, daß er aussah wie der Leibhaftige, ein andermal raschelte er mit Erbsenstroh oder rasselte alte Ketten hinter sich her, und so drei Nächte lang.

Seit dieser Zeit hat in Graudenz kein Soldat wieder seinen Posten verlassen; aber von dem Festungsgespenst wurde noch jahrelang erzählt.

Ja, ganz ängstliche Gemüther wissen gar, daß an dem Denkmal der gefallenen Verteidiger der Geist umgeht. Ihm zur Seite läuft ein Hund mit tellergroßen, feurigen Augen.

Ewiger Hunger vom Himmel.

Es war im Jahre 1811, als die französischen Truppen auf der uralten Heerstraße durch die Tucheler Heide gen Rußland zogen. Um die Entfernung von Tuchel nach Osche abzukürzen, wurde eine neue breite Straße mitten durch den Wald gelegt. In Scharen trieben die übermütigen Franzosen die Holzschläger der Heide zusammen, ließen sie die alten Kiefern fällen und ausroden und den neuen Weg ebnen und mit Lehm befahren und befestigen. Während die armen Heidebewohner unter dem Drucke der Fremdherrschaft seufzten und monatelang ohne jedes Entgelt Frondienste leisteten, machten es sich die fremden Truppen daselbst so bequem wie möglich.

Am übermütigsten hausten die Franzosen im Klinger Krüge. Hier hatten sie sich zu längerem Aufenthalt eingerichtet. Mußten doch die steilen Sandabhänge abgetragen, die Straße gepflastert und eine feste Holzbrücke gebaut werden, damit die Soldaten die schweren Kanonen sicher hinüberschaffen konnten. Aus allen umliegenden Dörfern waren Männer und Frauen damit beschäftigt, Holz zu behauen und Steine zu karren, zu graben und zu pflastern, zu zimmern und zu hämmern.

Außerdem mußten die bedrängten Bewohner noch die letzten Lebensmittel hergeben, damit die Franzosen auch in dieser armseligen Gegend in Saus und Braus leben konnten.

Tag und Nacht wurden im Klinger Krüge wüste Gelage gefeiert. Draußen loderten die Lagerfeuer, und trunkene Soldaten warfen die schönsten Koggengarben hinein, um die Flammen anzufachen. In der Schankstube höhnten französische Offiziere gutes, frisches Brot aus und kollerten die ausgehöhlten Brotrinden zur Kurzweil auf dem Fußboden entlang.

Eine alte, kranke Frau, die unbeachtet in einem Winkel der Krugstube hinter dem Ofen saß, sah diesem wüsten Treiben mit Entsetzen zu. Sie rang die mageren Hände zum Himmel empor und bat Gott, er möge die Frevler mit ewigem Hunger strafen. Mehrere Franzosen, die einzelne Worte der betenden Frau verstanden, ergriffen sie in ihrer Wut an den Haaren, schlugen jämmerlich auf sie ein und schleiften sie auf den Hof hinaus. Mit den Worten auf den Lippen: „Ewiger, ewiger Hunger!“ starb sie und wurde danach im Walde ohne Sang und Klang begraben.

Der Fluch sollte nur zu bald in Erfüllung gehen. In dem strengen Winter von 1812 zu 1813 kehrten die Trümmer des französischen Heeres durch die stille Heide zurück. Kein Soldat hatte noch seine vollständige Uniform. Die Kleidung war zerlumpt und beschmutzt und aus erbettelten Kleidungsstücken der Heidebewohner

ergänzt. Was jeder erhascht und gefunden, hatte er um Kopf und Schultern geschlagen, nur um irgendeine Hülle gegen die grimmige Kälte zu haben. Alte Säcke, zerrissene Pferddecken, Teppiche, Felle von Katzen und Hunden dienten als Kleidung. Man sah die ehemals so stolzen Grenadiere in schmutzige Schafpelze gekleidet; Kürassiere trugen Weiberröcke wie spanische Mäntel. Nur wenige hatten noch Helm oder Tschako. Jede Art von Kopftracht war zu sehen. Bunte und weiße Nachtmützen hatten die jämmerlichen Soldaten tief ins Gesicht gezogen und ein Tuch oder Pelzstück zum Schutze der Ohren darüber geknüpft. Doch waren den meisten bereits Ohren und Nasen erfroren. Selten trug ein Soldat noch Stiefel oder Schuhe; viele hatten die Füße mit Stroh, Decken und Lappen, dem Felle der Tornister oder dem Filze alter Hüte umwickelt. So schlichen sie, von Hunger und Kälte gepeinigt, die endlosen Heidewege dahin.

So kamen sie Tag für Tag in Scharen die alte Heerstraße entlang. Viele dieser unglücklichen Leute sanken tot am Wege hin oder wurden von den ergrimmtten Heidebewohnern auf den einsamen Gehöften des Waldes erschlagen und verscharrt.

Entsetzlich war das lautlose Erscheinen der Franzosen in den Heidedörfern, schrecklich waren die Leiden, die sie mitbrachten. Die Kälte in ihren Leibern sei nicht mehr fortzubringen, ihr Heißhunger sei nicht mehr zu stillen, behaupteten die Heidebewohner. Wurden die

Unglücklichen in ein warmes Zimmer gelassen, so drängten sie mit Gewalt an den heißen Ofen, als wollten sie hineintriechen. Vergeblich bemühten sich mitleidige Hausfrauen, sie von der verderblichen Glut zurückzuhalten. Es war alles umsonst. Viele stürzten mit versengter Kleidung tot am Ofen nieder. Gierig verschlangen sie das dargereichte Brot und vermochten nicht eher aufzuhören, bis sie am Übermaße des Genossenen verstarben. Das war der ewige Hunger vom Himmel; das war der Fluch der alten Frau, der so schrecklich in Erfüllung ging.

Der Weg von Tuchel über Junkerhof nach Klinger führt noch heute den Namen „Napoleonsstraße“ oder „Franzosenpflaster“. Bei Bankau steht eine alte Kiefer, die im Volksmunde die „Napoleonskiefer“ heißt. Unweit dieser Stelle bezog Napoleon, als er auf dem Zuge nach Rußland seinen Truppen folgte, ein Lager. Die Kiefer gilt als verrufen, da Napoleon an diesem Baume seinen Koch aufhängen ließ, der ihm statt der bestellten weichen Eier hartgekochte vorgesetzt hatte.

Hunger wehr di!

An dem niedrigen Dünenhang, der von Brösen nach Glettkau läuft, stand vor Jahren eine alte Kate, die mit ihrem grünbraunen Strohdach und den wuchtigen Pappelkronen darüber recht freundlich ausah.

Als der Weltkrieg ausbrach, mußte die Kate aus den Dünen weg, weil sie in der Schutzlinie lag. Als die

Bohlen und Balken abgetragen wurden, flatterten tausend Geschichten von der „Hungerkate“ — so hieß sie im Volksmund — in alle Winde.

Eine Geschichte stand sogar in einem Duzend Buchstaben zusammengefaßt oben über der Paartür und lautete: „Hunger wehr di!“ Eingesennt hatte sie dort oben in den Querbalken der Fischer Jürgen Jörgens; denn ein doppeltes J stand klein und bescheiden in der rechten Ecke des Querbalkens.

Zu der eigenartigen Inschrift war es so gekommen:

Im Frühjahr 1807 überschwemmt die heutigierigen Franzosen das Danziger Land, belagerten die Stadt Danzig und zogen Ende Mai mit klingendem Spiel durch ihre Tore. Sie ließen sich in Danzig häuslich nieder und saßen sieben Jahre lang als ungebetene Gäste an fremder Leute Tische. Am schlimmsten wurde es im siebenten Jahr, als die Preußen und Russen Danzig um der Franzosen willen da drinnen belagerten. Da war überall der bekannte Schmalhans Küchenmeister.

In jener Zeit also war es. Da schlich Jürgen Jörgens in einer dunklen Octobernacht zum Hause hinaus. Ein Beil hatte er in der Hand. Er schlug den Weg zur Eulenkate ein. Dort war ein russisches Proviantlager untergebracht. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen, wenn er an die Brote und das Fleisch dachte.

Schon hatte er die Eulenkate erreicht. Ein fremdes Sengen kam aus der Kate. Noch zögerte er. Da sah er,

wie eine dunkle Gestalt sich in den tiefsten Schatten der Kate zwängte. Er packte zu! Ein unterdrückter Schrei! Vor ihm stand in großem Umschlagetuch seine Tochter. Müde wies ihre Hand in das Fenster der Eulenkate, und leise kam es von ihren Lippen: „Hunger! Hunger!“

Da nahm er sie bei der Hand und schritt mit ihr den Weg zurück zur Hungerkate. Er riß die Paartür auf.

„Schloog Fier!“ gebot er. Der Zunder glimmte auf, trübselig brannte das Pehlkelicht, und beim flackernden Schein der armseligen Kerze schnitt er oben in den Querbalken der Tür die Worte „Hunger wehr di!“ Sie sollten ihm und seiner Tochter ewige Warnung und Mahnung sein.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Riesen und Hünen im Lande der Wiffela	5
Haffo und Tiege	6
Die beiden Haffriesen	7
Das Riesenfräulein von Dvhöft	9
Die Wandsburger Sandhügel	10
Der Kenneberg	11
De Fingersteen von Odargau	12
 An den Grabstätten der Hünen und Heiden	 13
Das Hünengrab zu Odri	14
Die Tanzsteine bei Bergelau	14
Am Opferstein von Sastofchin	15
 Die Andererdsches am Werk	 18
Die „Andererdsches“ und die Ostseefischer	19
Die Heintelmännchen in der Raschubei	20
Das Wechselbalg	21
Das Mädchen und die Kröte	22
Der Fischer und die „Andererdsches“	23
De Andererdsches on de Scheeper	24
 Neue Herren im Lande der Wiffela und des Ifing	 27
Weidewut und Bruteno kommen ins Land	28
Das Ende des Pomeso	29
Der abtrünnige Kulmo	30
 Fernweh nach dem Süden — Heimweh nach dem Norden	 32
Der Wechselvogel	33
Die Burg an der Brahe	34

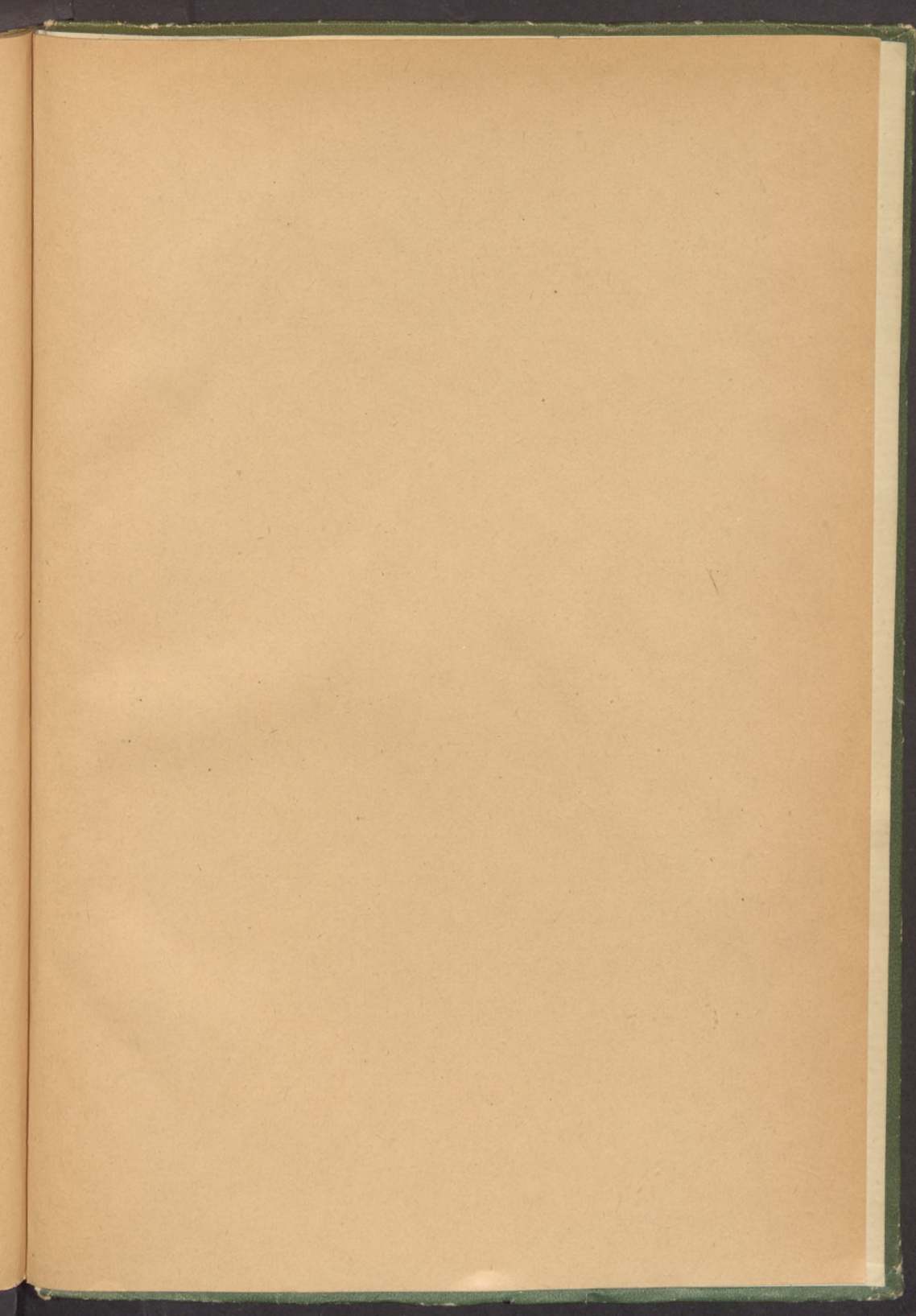
	Seite
Vom nordischen Gold.....	36
Hels Tränen.....	37
Der Bernsteinblock im Klostersee	37
Bernstein frei	38
De gehle Steen.....	38
 Wikinger kommen ins Land	 40
Fürst Hagel vom Hagelsberg	41
Ottomin und Odmin	42
Der Zoppoter Schloßberg.....	45
Die schöne Damerow	46
Das Burgfräulein vom Löbauer Schloßberg	47
Witoslaw	49
 Auf der Schwelle einer neuen Zeit	 51
Wie die Stadt Ronitz zu ihrem Namen kam	52
Die Gründung des Klosters Oliva	52
Wie die Dyßhöfter Rämpe Festland wurde	55
Der sonderbare Schicksalweg einer Hirnschale	56
Die Gründung der Stadt Schwes	58
Der Teufelsstein bei Pelpin	59
Der heilige Born zu Kulm	59
Heiligenbrunn	61
De heilige Born von Schwortau	61
Brausebart	62
Die wilde Jagd	63
Der wilde Jäger	64
Die versunkene Stadt auf dem Anisberg	66
Die Teufelskanzel von Sartowitz	67
Der Teufel von Schöndorf	71
Wie die Maränen in den Weitzsee kamen	74
Die Hechte im Pfaffensee	75
Der Spielmann von Gribno	76
Die Almmutter des Espensees	79

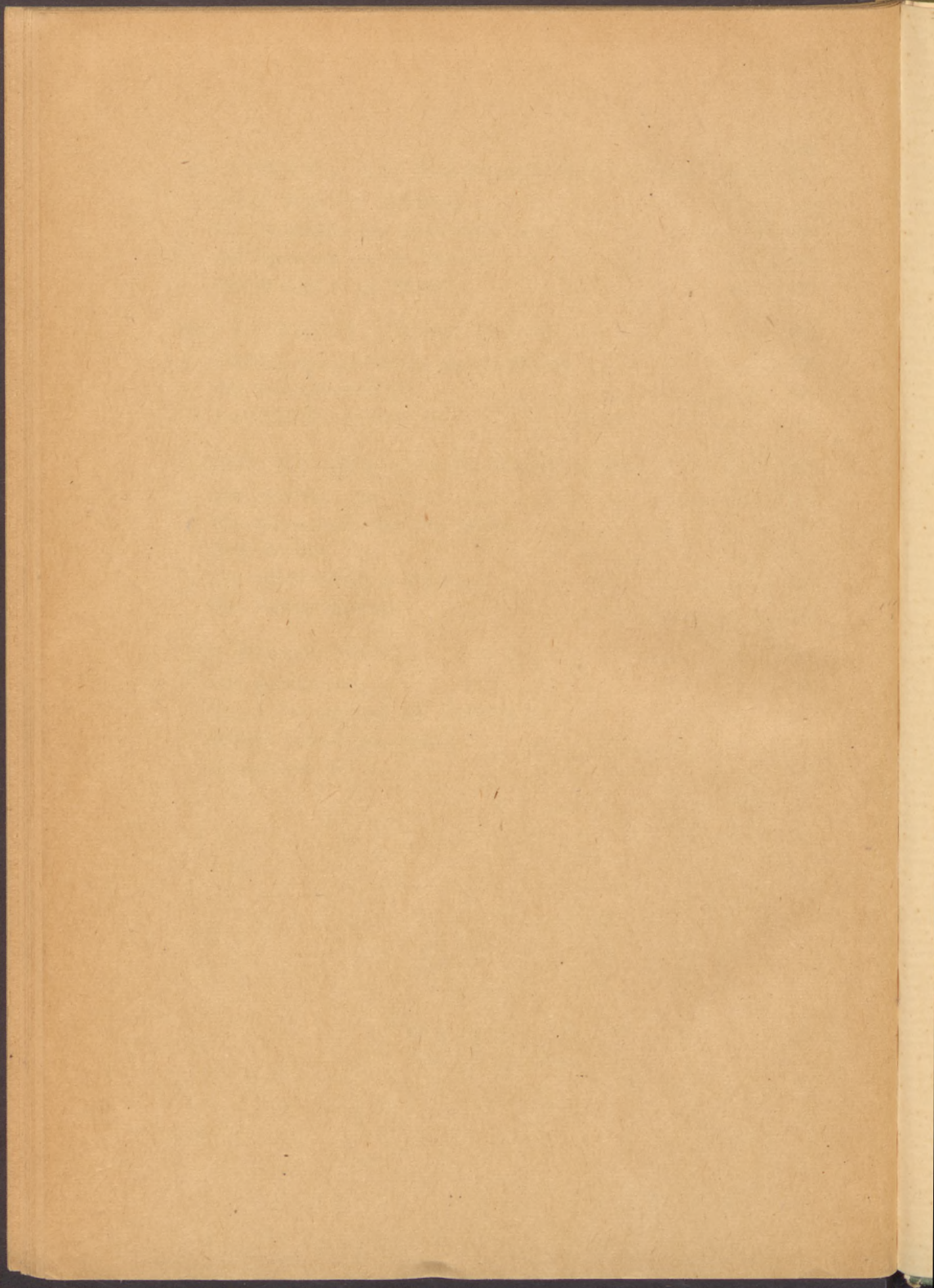
	Seite
Das Tuch mit den Winden	80
Das erträumte Glück	81
Die Erschaffung des Karthäuser Landes	82
Die Kreftsche Namensgeschichte	83
Das stolze und goldene Zeitalter der eisernen Ritter	86
Der Ursprung der Stadt Thorn	88
Der Hertasee bei Thorn.....	88
Der getreue Mado	89
Schuld und Sühne des Ritters Runibert von Dagfen	90
Gründung der Burg Rehden.....	92
Der Mühlstein in der Mauer	92
Sich selbst betrogen.....	94
Der Ritter Guntram von Christburg.....	95
Treue Freundschaft	96
Das Glodenbruch	97
Alt-Hela	98
Der Fischmeister zu Scharpau	100
Der Deichgeschworene zu Gütlland.....	102
Der reiche Bauer zu Nidelswalde	103
Der Buttermischthurm zu Marienburg	104
Tolkemit und Frauenburg.....	106
Thorner Katharinchen.....	107
Die Schicksalswende	109
Ewiger Fluch dem Verrat.....	110
Die drei Ritter vom Totental.....	112
Der Schuß nach der roten Mütze.....	113
Der kluge Rabe von Kulmsee	114
Der trunkene Knecht von Roggenhausen	115
Der Spaten am Markttor in Elbing.....	117

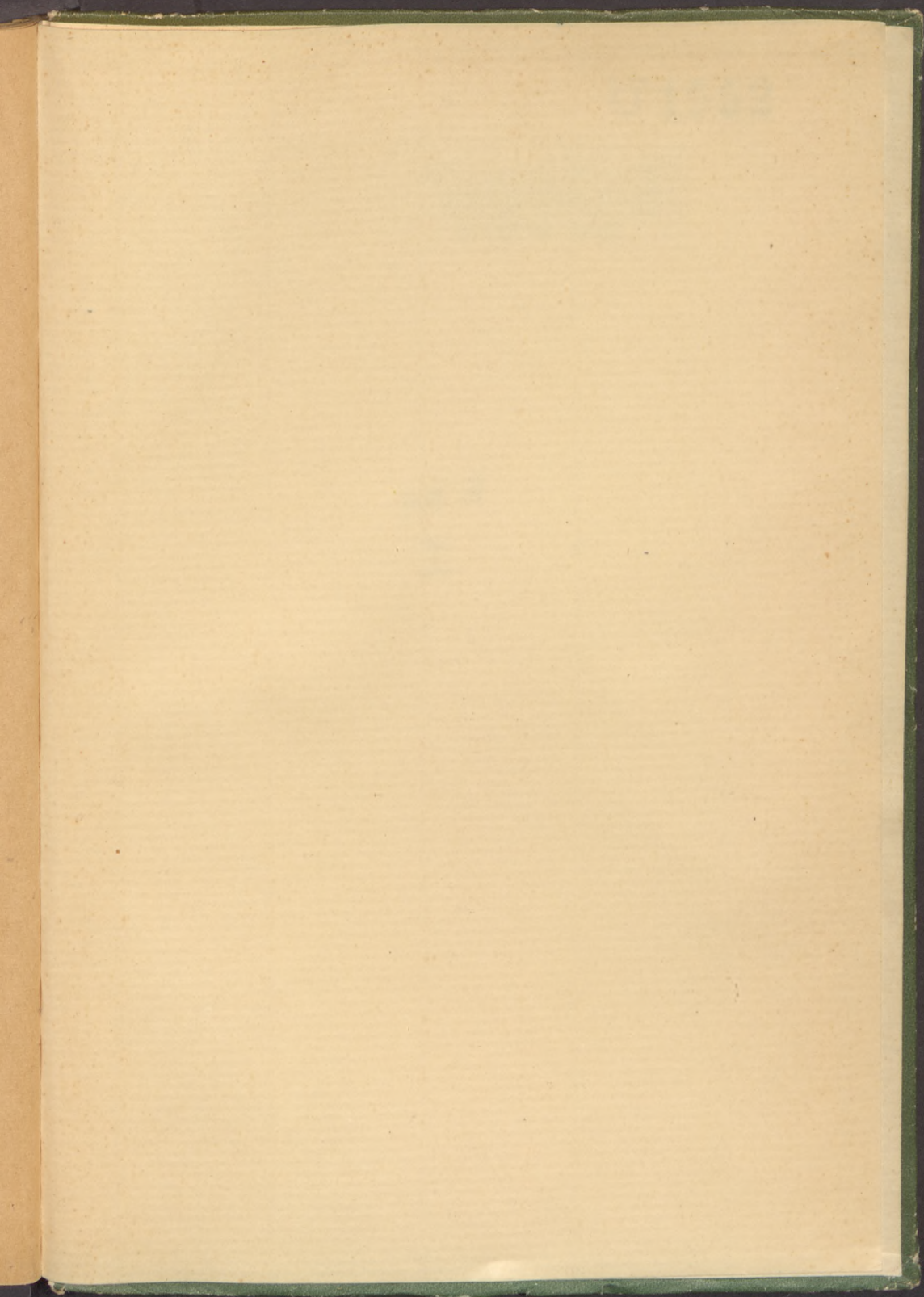
	Seite
Baudenkmäler und Kunstwerke einer großen Zeit..	118
Ritter Ulrich von Straßburg	119
Der Grundstein der Marienburg	120
Die Wunderuhr von St. Marien	121
Das Krucifix zu St. Marien.....	125
 Große Männer — große Zeiten	 130
Nikolaus Kopernikus und Galileo Galilei	131
Die drei Schweinsköpfe.....	133
Herr Hewelke nu gohne wi	134
 Fremde Kriegshorden im Weichselland	 136
Der verlorene Hut	137
Der Bespensterschimmel von Stuhm	137
Gottesfüßchen	140
Der Schwedenstein zu Kulm.....	142
Der Schwedenbrunnen	143
 Die Franzosenzeit	 145
Der Franzosensee.....	146
Das Festungsgespensst von Graudenz	147
Ewiger Hunger vom Himmel	149
Hunger wehr di!	152



U 1552







Biblioteka Główna UMK



300046779916

U 1552

nd A

I

BIBLIOTEKA ♦ ♦ ♦ ♦



VNIWERSYTECKA

1552

♦ ♦ ♦ ♦ W TORVNIV ♦

Biblioteka Główna UMK



300046779916